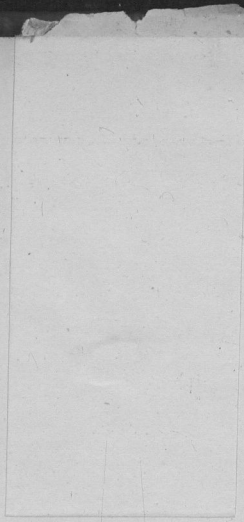


Rosum, paläontol.  
Führungsb.

OL 1504



2704









#### IV.

### Das palästinensische Felsengrab und seine Bedeutung für die formelle Ausbildung der christlichen Kirche.

Von G. Rosen in Jerusalem.

In dem XIV. Bde. der N. F. dieser Zeitschrift S. 369 ff. haben wir, anknüpfend an die Erfahrungen eines persönlichen Besuchs, die Patriarchengruft von Hebron einer eingehenden Besprechung unterzogen. Es ist diese Gruft unwidersprechlich das älteste biblische Denkmal in Palästina, und wenn wir den Pentateuch im Gegensatz zu Allem, was von den geistigen Erzeugnissen der Aegypter, so wie einiger mittel- und ostasiatischer Völker, auf uns gekommen, als die früheste der unmittelbaren Quellen unserer heutigen religiös-profanen Bildung bezeichnen müssen, so können wir behaupten, daß überhaupt in der Literatur der Weltcivilisation keines älteren Begräbnisses gedacht wird, als desjenigen der Sara in der Doppelhöhle Ephrons des Chetiters. Eine althebräische Gruft, noch jetzt in Palästina gezeigt und verehrt, ist es also, an welche die früheste historische Darstellung einer Bestattung sich knüpft, — eine andere hebräische Gruft, nicht minder noch heutigen Tages in Palästina gezeigt und verehrt, und jener durch theilweise Urgemeinsamkeit und theilweise Filiation der zu Grunde liegenden Ideen verknüpft, ist es auch, die man unzweifelhaft als die berühmteste der menschlichen Gräfte aller Zeiten und Nationen bezeichnen darf, das sogenannte Heilige Grab, das Grab Jesu Christi in Jerusalem. Die beiden hier genannten Gräfte bilden das A und O aller in der Bibel erwähnten Bestattungen, welche zum Theil für das Verständniß uralter Anschauungen des Menschengeschlechts, der An-

fänge viele Jahrhunderte beherrschender Ideen, von Wichtigkeit sind. Eine Vervollständigung der über diese Bestattungen angestellten Untersuchungen auf Grund des örtlichen Befundes dürfte demnach dieser Zeitschrift, welche dem Sinne ihres unvergeßlichen Begründers gemäß das geographische Wissen von der eigentlichen Länderkunde auch auf die Culturentwicklung der Bewohner immer ausgedehnt hat, nicht unwillkommen sein.

Zunächst erinnern wir an einen charakteristischen Zug, der sich bei den biblischen Nachrichten über Bestattungen aus den verschiedensten Zeiten wiederholt. Die Gräber, von denen da die Rede ist, waren Sammelgräber, d. h. zur Aufnahme einer unbestimmten Anzahl von Leichen eingerichtete unterirdische Räume. Schon die Chetiter, von Abraham um Abtretung der Machpela-Höhle angegangen, boten ihm ihre vornehmsten Grüfte zur Beisetzung seines Todten an, und auch von dem Grabe, welches Joseph von Arimathia sich hatte bei Jerusalem in den Felsen aushauen lassen, wird bezeugt, daß noch kein anderer Leichnam darin gelegen. Man möchte nun fragen: War dieß allgemeine Sitte, oder hatte man neben den Sammelgräbern auch Einzelgrüfte? Für das Vorhandensein solcher ließen sich einige Stellen im Alten Testament anführen, wo von verschiedenen Personen, namentlich von jüdischen Königen, berichtet wird, daß sie für sich selbst ein Grab angelegt, oder in ihrem eigenen Grabe bestattet worden. Der Localbefund dagegen entscheidet anders. So viele altjüdische Grabstätten in allen Theilen Palästinas entdeckt und untersucht worden sind, so befindet sich darunter keine, deren innere Einrichtung auf ursprüngliche Bestimmung zu einem Einzelgrabe schließen ließe. Es sind überall Kammern, die beliebig verschlossen und leicht wieder geöffnet werden konnten, bei deren Anlage also gleich auf die Möglichkeit der Aufnahme mehrerer Todten Rücksicht genommen wurde. Den hieraus sich ergebenden Folgerungen widerspricht auch die Bibel nicht; denn Nichts steht der Annahme im Wege, daß nicht wenigstens der Sitte gemäß mit dem Haupte der Familie seine Angehörigen in seiner Gruft bestattet wurden, und somit dürfen wir wohl allgemein behaupten, daß die Palästinensischen Gräber Sammelgräber waren.

Eine zweite sich aus den biblischen Nachrichten ergebende und durch den Befund unserer Tage im reichlichsten Maasse bestätigte Eigenthümlichkeit dieser Gräber ist ihre Anlage in Felsen. Die biblischen Bestattungen setzen überall Felsengräber voraus, und mit Sicherheit ist ein eigentliches Beerdigen nirgends nachzuweisen. Allerdings heißt es im I. Buche Sam. (31, 12, 13), daß die Bürger von Jabes die Leichname Saul's und seiner Söhne, nachdem sie sie verbrannt, unter der Eiche von Jabes bestattet, und im II. Buche der Chronik (26, 23),

dafs der König Usia als Aussätziger nicht in den Königsgräbern zu Jerusalem, sondern in dem Acker daneben begraben worden. Doch ist in jenem Falle sicher nicht von einem Einscharren, sondern von dem Bergen der Gebeine in einer unter dem hochgelegenen Baume befindlichen Grabkammer die Rede, und wenn wir in diesem des sich aus dem Vergleiche mit der Parallelstelle in den Büchern der Könige ergebenden Widerspruchs und der innern Unwahrscheinlichkeit der Nachricht nicht achten wollen, so können wir dieselbe nur so auffassen, als ob der Frevler an den Vorrechten der Priestercaste überhaupt keines Grabes gewürdigt worden wäre.

Also Sammelgräber in der Gestalt von Felsenkammern, das sind die Begräbnisstätten, mit welchen wir es überall in den alten Berichten aus Palästina zu thun haben. Dieselben bestanden schon vor der ersten hebräischen Einwanderung; weder von Mesopotamien, noch bei der zweiten Einwanderung von Aegypten aus ist die Sitte eingeführt worden, vielmehr haben wir sie als eine autochthone Eigenthümlichkeit der syrischen Berglande zu betrachten.

Wir müssen uns des Gedankens entwöhnen, dafs der Pentateuch, wenn auch in grossen Zügen, ein einigermafsen vollständiges Bild von der Entwicklung, wo nicht des Menschengeschlechts, doch Vorderasiens und zunächst Syriens darbiete. Die frühesten Dämmerungen von geschichtlichen Nachrichten führen uns in diesem uralten Culturlande schon in die Epoche der Städte- und Staatenbildung, der äufseren Handelsverbindungen und mannigfaltigen Kunstfleisses. Wer hat den Bewohnern des metallarmen Landes zuerst das Eisen zugeführt, wann und von wo ist ihm der Oelbaum, der Weinstock, die Feige, die Palme, das Getreide überbracht worden, deren Cultur überall schon vorausgesetzt wird und welche nicht einmal im verwilderten Zustande daselbst gedeihen? Wollten wir auch den Bericht der Genesis über die Noachische Fluth als Geschichte auffassen, so würde doch von da bis auf die Zeiten der Patriarchen eine ungeheure, thatenreiche Periode als Lücke bleiben. Die besprochene Bestattungsweise der Bewohner Palästinas läfst uns einen Blick in eine sehr frühe Entwicklungs-epoche thun, in eine Zeit, wo rohe Bergstämme die bei allen wilden Völkern mit mystischer Scheu als Heiligthümer betrachteten irdischen Ueberreste ihrer Angehörigen in natürlichen Felshöhlen verbargen. Diese Höhlen, deren Andenken sich mit der Machpela von Hebron in die historisch-jüdische, ja in unsere Zeit hinüber gerettet hat, vereinigten bereits die beiden bezeichneten Eigenthümlichkeiten des jüdischen Begräbnisses, sie waren Sammel- und Felsen-Gräber, und ihnen ist der unverwischliche Typus entnommen. Sie boten in jener Urzeit das einfachste Mittel die Todten den Schädigungen der wilden Thiere

und den entweihenden Blicken der Menschen zu entziehen; kein Wunder daher, daß man nur den in ihnen Bestatteten als rite bestattet ansah. Wie mächtig diese Ueberzeugung gewesen, das erkennt man besonders, wenn man die ungeheure Ausdehnung der Sitte berücksichtigt. Wie den Felsengräbern ganz Syriens, so liegt denen Aegyptens und des südlichen und südwestlichen Kleinasiens überall die Höhlenbestattung zum Grunde. Man weiß, wie die verschiedene Cultur dieser Länder den der natürlichen Höhle nachgebildeten Felsenkammern je ihre besondere Form geschaffen, wie der Aegypter durch auf ihren Wänden angebrachte Darstellungen aus dem Leben des Todten dessen Andenken zu verewigen sich bestrebte, wie der Karier seine Sorgfalt auf die äußere architectonische Gestaltung verwandte, in welcher wir den Ursprung der von dem Muttergestein gelösten, transportablen Felsenkammer, des Sarcophages, erkennen. Aber die Grundidee blieb dieselbe. Syrien, in künstlerischer Entwicklung hinter den beiden Nachbarländern zurückbleibend, hielt sich mit größerer Treue an dem Vorbilde der Höhle, obwohl auch da, theils nach dem zur Disposition stehenden Felsmaterial, theils nach Stammsitte manche Formverschiedenheiten auffällig sind.

Wollten wir nun diesen Brauch der Urvölker in seiner Entwicklung aprioristisch verfolgen, da würden wir von der natürlichen Höhle zunächst auf die als Stammesbegräbnisstätte angelegte künstliche, und erst viel später, nachdem sich innerhalb des Stammes ein fester Grundbesitz einzelner Geschlechter ausgebildet hat, zu dem Familien- oder Erbegräbnis gelangen. Diesen Gang hat nach den biblischen Nachrichten die Angelegenheit in Palästina auch genommen. Daß nach der israelitischen Eroberung des Landes unter dem Einfluß der mosaischen Gesetzgebung ein fester Familien-Grundbesitz entstand und sich viele Jahrhunderte hindurch erhielt, ist bekannt; wir fehlen defshalb auch wohl nicht, wenn wir die häufigen, noch jetzt im Lande vorhandenen Familiengräber als israelitische Werke betrachten. Allerdings können wir das Vorhandensein eines Privateigenthums in vorjüdischer, d. h. amoritischer Zeit, nicht in Abrede stellen — ersehen wir doch aus der Genesis, daß Abraham Acker und Höhle von Ephron, einem Chetitischen Privatmanne, erstand. Andererseits aber war, wie wir aus der Relation über die Eroberung erfahren, noch zu Josuas Zeiten die Canaanitische Bevölkerung in so kleine, unabhängig neben einander stehende Herrschaften zerspalten und demnach die bürgerliche Gesellschaft jener Epoche noch den Anfängen einer Siedelung von Nomadenstämmen so nahe, daß wir ihr einen solchen, größere Verhältnisse voraussetzenden Fortschritt kaum zuschreiben können. In dem angezogenen Artikel über die Patriarchengruft haben wir gezeigt, wie die



Genesis den Chetitern, deren Sitten wir als den Typus aller canaanitischen Völkerschaften ansehen dürfen, über die Geschlechtsgenossenschaft hinausreichende Gräber beilegt, und es würde demzufolge eine gewisse Berechtigung haben, wenn wir diese letzteren im Gegensatz zu den israelitischen Begräbnisstätten der einzelnen Familie als amoritische Grüfte bezeichnen wollten. Da indessen, wie wir sehen werden, dieselben sich in der ganzen Zeit der jüdischen Autonomie und über dieselbe hinaus bis auf unsere Tage erhalten haben, so ziehen wir vor, sie Gemeingräber zu nennen.

Was diejenigen palästinensischen Felsgrüfte anbetrifft, welche sich ihrer Anlage nach als jüdische Werke zu erkennen geben, so können wir in betreff der Einzelheiten ihres Baues auf die gediegenen Localuntersuchungen Tobler's im II. Theile seiner Topographie Jerusalems und des Amerikaners Barclay in: *The city of the Great King* verweisen. Obwohl aus Zeiten herrührend, wo die Schreibkunst erfunden und verbreitet war, sind diese Gräber doch beinahe ausnahmslos ohne Inschriften. Da bei den Juden wohl das Individuum und der Stamm, nicht aber die Familie einen eigenen Namen hatte, das Grab aber für letztere bestimmt war, so konnte der Brauch, auf der Façade oder sonstwo einen Eigenthümer zu bezeichnen nicht aufkommen. Doch sind diese Grüfte nicht alle Familienbegräbnisse, wenn auch die als solche durch ihre vereinzelte Lage am „Ende eines Ackers“, im „Felde“, im „Garten“, ja im „Hause“ gestempelten, unstreitig sämmtlich in diese Kategorie gehören. Keine gesicherte Ueberlieferung hilft uns zu ihrer Identificirung, und nur nach ihrer innern Einrichtung und ihrer Geräumigkeit können wir auf ihre Bestimmung und ihr relatives Alter schließen.

Vor allen Dingen ist hier bemerkenswerth, daß diese ächt jüdischen Gräber so gut wie durchgängig in zwei oder mehr durch eine Zwischenwand getrennte und mittelst einer oft sehr kleinen Thüröffnung in Verbindung stehende Räume zerfallen, von denen der äußere als Vestibulum oder Vorhalle und die inneren als eigentliche Totenkammern zur Aufnahme der Leichen dienten. Den Ursprung dieser Disposition, für welche das amoritische Gemeingrab keine Analogie bietet, hat man in der Gestaltung des ältesten aller hebräischen Erbbegräbnisse, desjenigen der Patriarchen, zu suchen — einer Gestaltung, auf welche deshalb auch bei ihrer Erwähnung in der Genesis ein besonderes Gewicht gelegt wird. Die Doppelhöhle — Machpela — von Hebron besteht nicht etwa aus zwei an einander stoßenden Höhlen oder aus zwei Höhleneingängen mit gemeinschaftlichem Bauche, sondern sie ist, wie wir in dem mehr erwähnten Aufsätze nachgewiesen, eine in ihrem Innern durch eine Felsverengung in zwei Räume, einen

vorderen und einen hinteren, zerfallende Höhle, von welcher der letztere als Totenkammer benutzt wurde, während der erstere die Idee der Vorhalle eingegeben. Die Machpela wurde mit ihrer Zweitheilung für die Formation der ihr nachgebildeten Kunstgräber maafsgebend.

Die Einrichtung der Totenkammern entwickelte sich nach der Convenienz der verschiedenen Epochen. Man findet Gräber, welche durchaus keine Erhöhung oder sonstige Vorkehrung als Leichenlager darbieten; dieselben erinnern vorzugsweise an die Naturhöhle, auf deren nackten Felsboden der Patriarch die irdischen Reste seines Weibes, vermuthlich nur in Tücher gewickelt, niederlegte. Später meißelte man in einer oder mehreren Wänden der Totenkammer eine, sich um einen oder zwei Fufs über dem Boden erhebende Steinbank aus, und so entstand das Bankgrab, in welchem die frische Leiche das erhöhte Lager einnahm, und die fleischlosen Gebeine der früher dort bestatteten Todten in dem Mittelraume zusammengeschichtet wurden. Diese Einrichtung empfahl sich durch Einfachheit und Zweckmäfsigkeit und erweist sich als vorzugsweise verbreitet. Bekanntlich läfst eine alte Kirchenüberlieferung auch das Grab des Joseph von Arimathia ein Bankgrab sein, was, wenn es sich auch nicht erweisen läfst, doch nicht unwahrscheinlich ist. Wurde nun in das Steinlager nach der ungefähren Gestalt des Leichnams eine Vertiefung ausgehauen, so entstand das Trograb, sicher eine Erfindung späterer Zeit, mit welcher die Leichenstätte sich schon dem Sarcophage näherte. Nicht älter als die Trogräber mögen auch die sogenannten Schiebegräber sein, deren Leichenstätten nicht den Wänden entlang laufen, sondern rechtwinklich in dieselben hineingearbeitet worden sind, so dafs der Todte durch Schieben in die beabsichtigte Lage gebracht wurde. Der Zweck dieser Einrichtung war offenbar die Unterbringung möglichst vieler Leichen. Schiebegräber finden sich nur in der Nähe der volkreichen Hauptstadt — das Wichtigste unter ihnen ist das sogenannte Grab der Richter oder des Synedriums, dessen Façade mit ihrer classischen, d. h. für Palästina relativ modernen Ornamentik viel bewundert wird. Vermuthlich schreibt sich die Erfindung erst aus den Zeiten der Herodianer her, in welchen das gesammte südliche Syrien einen gewaltigen Aufschwung erfuhr und namentlich Jerusalem in ungeahntem Maafse anwuchs.

Von den in Jerusalemer Gräbern aufgefundenen Sarcophagen enthalten wir uns zu sprechen, weil wir sie nicht für jüdische Alterthümer, sondern für die Todtenstätten zum Judenthum übergetreter und in Jerusalem zeitweilig oder dauernd angesiedelter Ausländer halten. Wie bereits oben bemerkt, ist der Sarcophag selber eine Art von Felsengrab; es war also gewissermassen eine Tautologie, wenn man inner-

halb der Grabkammer Leichen in den Steinsarg einschloß. Wie es scheint, wurde durch heimische Sitte bei vornehmen Fremdlingen der Sarcophag erheischt, ohne daß dadurch das religiöse Erforderniß der ächt jüdischen Bestattung überflüssig geworden wäre, so daß beide combinirt werden mußten. Eingebürgert hat sich der Sarcophag in Palästina nie.

Die Gemeingräber haben bis jetzt die Aufmerksamkeit der Forscher nur wenig auf sich gezogen. So viele der gewöhnlichen Felsgrüfte sich noch jetzt über ganz Palästina vertheilen, so viele sich unter Schutt und Geröll verbergen und so viele völliger Zerstörung anheimgefallen sein mögen, so können sie doch nicht für das Bedürfniß einer so dichten Bevölkerung, wie wir in Palästina zur Zeit der jüdischen Selbstständigkeit annehmen müssen, genügt haben. Waren doch auch die meisten Erbbegräbnisse, welche, da dazu Grundbesitz erforderlich, nicht einem Jeden zu Theil werden konnten. Es fragt sich also, wie wurden die Aermeren und namentlich Habelosen der großen Städte, aber auch die keinen Grund und Boden besitzenden Wohlhabenderen, als Kaufleute und Handwerker, bestattet? Die Bibel giebt uns hierauf keine bestimmte Antwort; aber schon von vorn herein ließen sich für diesen Zweck größere unterirdische Räume als Sammelgräber vermuthen, deren Vorhandensein wiederholt in der Schrift vorausgesetzt wird. Wir zerlegen diese Gemeingräber in drei Classen, erstens: diejenigen ländlicher Gemeinden, kleiner Ortschaften u. s. w., zweitens: diejenigen der unteren Schichten der Bevölkerung, des Proletariats großer Städte, und drittens: diejenigen begüterter städtischer Innungen.

Auf die erste Classe, in welcher sich das alte Canaanitische Gemeingrab der Patriarchenzeit erhielt, ist vermuthlich in den Worten des Heilands bei Lucas angespielt worden, wo die Pharisäer mit verdeckten Gräbern verglichen werden, über welche die Leute laufen ohne es zu wissen. Man hat hier an eine schachtähnlich in den Fels getriebene Aushöhlung mit erweitertem Boden und engerer oberer Oeffnung zum Herablassen der Leichen zu denken, welche Oeffnung mit beweglichen Steinplatten überlegt war. In der sorgfältigen Verschließung des Grabes spricht sich eine Rücksicht aus, welche sich sehr wohl zu einer ländlichen Gemeinde paßt; offenbar mußte das gemeine Volk der großen Städte sich mit einem geringeren Maasse äußeren Anstandes in der Ausstattung seiner Begräbnisstätten begnügen. Solcher, der zweiten Classe angehörenden Gräber, wird in dem Alten Testamente wiederholt in unzweifelhafter Weise gedacht, und sie werden als vorzugsweise unreine Oerter bezeichnet. Ihr Bedürfniß konnte sich erst in Davidischer Zeit und später bei der Zunahme der städtischen Bevölkerung geltend machen, und sicher wurden sie nach dem Muster der

schon vorhandenen Gräber der ersten Classe angelegt. Nur deutet der sich in der Bibel gegen sie aussprechende große Abscheu darauf hin, daß sie nicht verdeckt, sondern oben beständig offen waren, so daß aufser den Leichen auch andere unreine und verfluchte Gegenstände, wie z. B. die Ueberbleibsel des vom König Josia verbrannten Aschera-Idols des Berges Morija dort hinabgeworfen werden konnten. Das Austreuen der Asche über einem die Gräber bedeckenden Steinpflaster paßt eben so wenig zu der bezweckten vollkommenen Entweihung, wie eine Reihe von Grabhügeln, an welche mancher europäische Bibelleser zuerst denken möchte, der alten Zeit angemessen sein würde.

Der dritten Classe, der Innungs-Gräber, geschieht, so weit mir erinnerlich, in der Bibel gar nicht Erwähnung; aber wohl sicherlich gehört in diese Kategorie das so ansehnliche Walkergrab bei Josephus, wenn auch von ihm Grab des Walkers geheissen, und vermuthlich noch manche andere durch ihre Größe und Pracht auffallende Gräber um Jerusalem, deren traditionelle Namen: Grab der Propheten, der Richter u. s. w. ja auf Innungen und Standesgenossenschaften hindeuten. Diese Gräber gehören ihrem Bau nach den jüdischen Denkmälern an; schwerlich geht eins derselben über die Herodianische Epoche zurück.

Aber nicht bloß in den Nachrichten einer halb vergessenen Vorzeit, auch in noch jetzt lebender Sitte und neueren Resten führt uns Palästina die Bestattung in Gemeingräbern vor. In den ausländischen Sitten noch wenig zugänglich gewesen Hochthälern des Antilibanon und Hermon sind bei den christlichen Gemeinden in den Felsen ausgehauene Behältnisse als Gemeingräber in beinahe ausschließlichem Gebrauch. Ob auch bei den Drusen ist uns nicht bekannt; jedenfalls aber hat die griechisch und melchitisch-christliche Bevölkerung Palästinas einen vorzugsweisen Anspruch auf eine Abstammung von den alten Landesbewohnern, so wie auch von ihr besonders die alten Gebräuche bewahrt worden sind. Als unser Freund, der Professor Dr. Roth aus München, auf seiner im Auftrage des Königs von Baiern unternommenen Reise im Jahre 1858 in Hasbaia gestorben war, wollte man seinen Leichnam in das dortige christliche Gemeingrab hinunterlassen, und nur durch die Dazwischenkunft eines Bekannten aus Saida gelang es, eine Sonder-Grabstätte für ihn zu erwirken. In der Umgegend von Hebron habe ich bei verschiedenen Dorfruinen Gemeingräber gefunden, welche bis über das Mittelalter hinaus in Benutzung gewesen sein müssen; ein besonders bemerkenswerthes findet sich in der zerstörten Ortschaft Rudjum Sabzin, auf der Robinson-Kiepert'schen Karte unter dem Namen Chörbet-en-Nasara, Christentrümmer, im Norden Hebron's, verzeichnet. Dasselbe besteht aus einer tiefen

cisternenähnlichen Felshöhlung und hat eine obere Oeffnung, um die Leichen von der Anhöhe, auf der das Dorf liegt, herabzulassen, zugleich aber tief auf dem Boden eine Seitenpforte, zu welcher vom Bergabhänge eine in den Felsen ausgehauene, jetzt stark mit Gebüsch verwachsene Treppe führt, vermuthlich für geehrtere Leichen. Im Inneren bemerkten wir aufer einem freien Mittelraum mehrere in den Felsen ausgehauene Seitenkammern, entweder für noch frische Leichen, oder abermals für vornehmere Gestorbene. Das Dorf, die letzte Zuflucht der Christen Hebron's, scheint vor ungefähr 200 Jahren verlassen worden zu sein.

Im Allgemeinen übertrifft der Orientale den Europäer an religiöser Ehrfurcht gegen Grabstätten, und in Gegenden von Kleinasien und Armenien, wo die Häuser der Ortschaften nur aus Holzfachwerk bestehen oder gar unter der Erde angelegt werden, kommt es demnach vor, daß die Friedhöfe mit ihren Steindenkmälern die Wohnungen lange überdauern und als einziges Merkmal verschwundener Dörfer zurückbleiben. Wenn in Palästina dem Reisenden, aufer in der Nähe größerer Städte, nirgends ein alter Friedhof aufstößt, so ist der Grund lediglich der, daß die ländliche Bevölkerung erst seit wenig Jahrhunderten die Sitte des Beerdigens einzuführen begonnen, und daß bis dahin die Gemeingräber vorwiegend in Gebrauch waren.

In Jerusalem hat das letzte Gemeingrab bis vor etwa 12 oder 15 Jahren bestanden. Es war dasjenige der Abyssinier auf dem allgemeinen christlichen Begräbnisplatze des Aussen-Zion, eine ausgemauerte Grube mit enger oberer Mündung, über welche nach jeder Bestattung ein flacher Stein geschoben wurde. Daß aber früher auch andere christliche Confessionen dort Gemeingräber hatten, ist zum Mindesten wahrscheinlich; die dort noch vorfindlichen unterirdischen Gewölbe sind ohne Frage als Katakomben angelegt worden. Freilich dürften die Katholiken schon seit der Kreuzfahrerzeit ihre Todten daselbst im eigentlichen Sinne beerdigt haben, und die Orthodoxen, welche ihre höhere Geistlichkeit aus Griechenland und der Türkei bekommen, sind längst dem Beispiele gefolgt. Ein vermuthlich in die jüdische Geschichte zurückreichendes Gemeingrab, welches bis in die neuere Zeit seinem Zweck diene, war die berühmte Pilger-Grabstätte im unteren Gehennom-Thale, zufolge einer nicht ganz unwahrscheinlichen Ueberlieferung mit dem aus der letzten Epoche der jüdischen Autonomie herrührenden jüdischen Pilgergrabe von Hakeldama identisch; dasselbe hat, wie das Gemeingrab von Rudjum Sabzin bei Hebron, aufer dem Mittelraume, in den Felsen ausgehauene Seitenkammern, welche sicher seinen frühen Ursprung bezeugen. Bekanntlich

findet sich daselbst noch ein großer Vorrath von unversehrten menschlichen Gebeinen, von zu Jerusalem im Mittelalter verstorbenen christlichen Pilgern herrührend.

Auch das Räthsel des Ursprungs dreier berühmten heiligen Stätten von Palästina scheint uns in dem alten Gemeingrabe seine Lösung zu finden, nämlich der Marien-Grabkirche im Thale Josaphat bei Jerusalem, der Crypta der St. Johanniskirche von Sebaste und der Kreuzauffindungscapelle in der heiligen Grabeskirche. Gegenüber der kritiklosen Gläubigkeit, welche unbedingt an der Authenticität dieser Oertlichkeiten festhält, ist die neuere historisch topographische Forschung im Allgemeinen zu leicht über sie hinweggegangen; man hätte bedenken sollen, daß, wo es sich um so alte und wichtige Denkmäler in Palästina handelt, auch der Irrthum, wenn bis zu seinem Ursprunge verfolgt, interessant und belehrend ist.

Die erste Erwähnung der Marien-Grabkirche ist diejenige des Bischofs Arculfus vom Jahre 700 n. Chr. Einer wenige Jahre späteren Nachricht des Johannes Damascenus zufolge soll sie schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts bestanden haben, was bei dem Schweigen des Kirchenvaters Hieronymus nicht wohl glaublich ist. Dennoch aber fällt der Bau unstreitig in eine Zeit, wo wir bei den Geistlichen Palästinas einen absichtlichen und thatsächlichen Betrug, eine mit der Bodengestaltung des Landes vorgenommene Veränderung um eine heilige Stätte zu schaffen, nicht annehmen können, so viele der damals in den Berichten allmählig auftauchenden derartigen Stätten auch der unverständigen Selbsttäuschung und der falschen Combination ihren Ursprung verdanken mögen.

Die Marien-Grabkirche liegt bekanntlich unterhalb der Sohle des Josaphat-Thales, von welcher man schon zu dem Vorhofe gegen 20 Stufen tief hinabsteigt. Eine breite und schöne innere Treppe führt von dem an diesem Vorhofe liegenden Eingange gegen 32 weitere Stufen zu dem Heiligthume hinab, einem düsteren Oblongum von 90' zu 24', an dessen Ostseite das Grab der Jungfrau, angeblich — wie das Christusgrab der Auferstehungskirche — durch Wegmeißelung des Felsens isolirt und zu einer Kapelle ausgebaut, gezeigt wird. Wir wiederholen, daß die Anlage einer so tiefen Grube zum Zwecke der Fälschung nicht in dem Character der Epoche liegt, welcher das Heiligthum seine Entstehung verdankt; muß man uns aber dieß zugeben, so wird man weiter glaublich finden, daß dieß Werk aus jüdischer Zeit stammte. Wozu nun aber könnte es angelegt worden sein als zu einem Gemeingrabe? Es ist nichts natürlicher als anzunehmen, daß man in den christlichen Jahrhunderten diese seine ursprüngliche Bestimmung noch kannte; vielleicht erwies sich dieselbe noch durch eine

dem Pilgergrabe von Hakeldama und dem Grabe von Sabzin (s. S. 168 f.) analoge innere Einrichtung, d. h. auf dem Grunde an dem Hauptraume angebrachte Kammern, in welchem Falle man wirklich, der Ueberlieferung gemäß, unter der Marmorbekleidung der Grabkapelle noch die in den lebendigen Felsen ausgehauenen Wände eine jüdische Begräbnisstätte zu vermuthen hätte. Man begreift, daß wir nicht so weit gehen, aus den vorstehenden Angaben die Aechtheit der Stätte als des Grabes der Jungfrau folgern zu wollen. Wir beschränken uns auf die Behauptung, daß die Anlage ein jüdisches Gemeingrab gewesen, welches wegen seiner Lage an dem Wege zu dem von allen Pilgern besuchten Oelberge vorzugsweise auffällig und bekannt war und wegen der Nähe des Gethsemane der Leidensgeschichte allmähig mit der Gottesmutter und ihrer Assumption in Verbindung gebracht wurde. Die Nachbarschaft des Morija verstattet vielleicht sogar die Muthmaßung, daß es dieselbe, von den Historikern des Alten Testaments erwähnte „Grabstätte gemeiner Leute“ gewesen, auf welche König Josias das verbrannte Aschera-Idol werfen liefs.

Die Crypta von Sebaste hat vor dem Mariengrabe den entschiedenen Vorzug einer früheren Erwähnung — schon Hieronymus läßt (Anfang des fünften Jahrhunderts) die heilige Paula daselbst die Gräber Johannis des Täufers und der Propheten Abdias und Elisa besuchen. Wir wollen auch hier die Authenticität nicht verfechten; da aber der genannte Kirchenvater zu den geographischen Quellenschriftstellern des römischen Palästina gehört, so kann die Möglichkeit, daß hier die Legende in die jüdische Zeit zurückgreift, nicht in Abrede gestellt werden. Wie wir aus den Evangelien (Matthäus 23, 27. 29) ersehen, galt es zu Christi Zeiten bei den Juden für einen Act der Frömmigkeit, zu den Gräbern der Propheten zu pilgern und sie zu schmücken. Aller Wahrscheinlichkeit nach wufste man in nachexilischer Zeit in Palästina so wenig wie heut zu Tage, wo Elisa und Obadja bestattet worden, da aber diese Propheten dem Reiche Israel angehört hatten, so verlegte man die Stätte nach der Hauptstadt dieses Reiches, nach Samarien, in ein unterhalb der Stadtmauer angebrachtes ansehnliches altes Gemeingrab. Eine solche Combination wäre, wenn auch willkürlich, doch unter den Umständen begreiflich gewesen; hatte aber dieselbe zur Zeit von Johannis Tode Anerkennung gefunden, so kann sie der Grund gewesen sein, weshalb der Leichnam des von den Priestern verworfenen, aber vom Volke als Prophet angesehenen Reformators in dasselbe Grab gebracht wurde. Der Bestattung Hingerichteter stand ja Nichts im Wege; sie war sogar bei den Juden religiöse Pflicht. Sollte sich nicht eine Erinnerung an das Grab des Mannes, den Christus für mehr als einen Propheten erklärt hatte, und dem die

meisten alten Kirchen Palästinas geweiht worden sind, in der frühesten Christengemeinde haben erhalten können? Wie dem aber auch sei, jedenfalls bestand die Crypta von Sebaste schon lange vor der dortigen Johanniskirche, welche erst zu ihrer Verherrlichung errichtet wurde. Wie bei dem Mariengrabe tritt uns daher auch bei ihr die Frage entgegen, wann und zu welchem Zwecke ist sie angelegt worden? — eine Frage, auf welche wir keine Antwort wissen aufer der schon ertheilten.

Mehr als bei diesen beiden unterirdischen Heiligthümern glauben wir uns bei dem dritten, der Auffindungsstelle des heiligen Kreuzes in der Jerusalemer Grabeskirche, auf einigen Widerspruch gefasst machen müssen, denn hier hat die Kritik entschieden gegen die Ueberlieferung auftreten zu müssen geglaubt. Wir folgen bei unseren Bemerkungen im Wesentlichen den schätzenswerthen Untersuchungen des norwegischen Gelehrten Berggren. Dafs auch diese Vertiefung, zu deren Boden von der Area der Kirche 41 hohe Stufen hinunter führen, ein vorrömisches, d. h. ein jüdisches Werk sei, wird uns freilich wohl Niemand bestreiten. Da aber hier von Seitenkammern keine Spur vorhanden ist, so läfst sich denen, die es vorziehen, dabei an eine alte, riesige Cisterne zu denken, nicht positiv das Gegentheil beweisen. Unsere Annahme setzt zunächst auf Grund der bekannten historischen Zeugnisse die Aechtheit des heiligen Grabes der Tradition voraus. Wer uns diese zugiebt, der mufs auch mit uns nach dem Passionsbericht der Evangelien auf die nahe Nachbarschaft der Hinrichtungsstätte des Heilandes, des Ortes Golgotha, schliessen. Wir wollen hier für den heutigen Calvarienberg der heiligen Grabeskirche, einer auf massigen Gewölbe-Mauern ruhenden Hochkapelle, keine Lanze brechen; dem Eusebius und Hieronymus unbekannt, gehörte derselbe nicht zu der ursprünglichen Anlage des Heiligthums, und dürfen wir ihn daher wohl als eine spätere, folglich willkührliche Hinzufügung bezeichnen. Ueberhaupt möchten wir fragen: War Golgotha eine Erhöhung? Offenbar trat bei der Wegschaffung des vermuthlich unter Hadrian über der Verehrungsstelle der Christen aufgeführten Tumulus keine solche einigermassen in die Augen springende zu Tage, denn ohne Zweifel würde sie sofort als der Schädelplatz der Evangelien verwerthet worden sein. Aber auch die Bibel giebt uns keinen Anhalt für die Annahme einer Höhe, auch wenn wir den Berg zu einem kleinen Hügel oder zu einem isolirten Felsblock, dem versteinerten Schädel Adams der orthodoxen Legende, zusammenschumpfen lassen wollten. Zwar wird vielfach der Ausdruck *τόπος κρανίου*, Schädelstätte, so gedeutet, und wer wollte leugnen, dafs ein Fels nach seiner Gestalt der Schädel genannt werden könne? Wie aber auch bei grosser Aehnlichkeit



eine solche Benennung nicht obligatorisch ist, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß aus irgend anderen, unbekanntem Gründen eine flache Felsbank, wie die Umgegend Jerusalems deren so viele bietet und in deren Klüftungen die Marterhölzer sich bequem und fest einpflanzen ließen, Schädel heißen konnte. Daß schon der Pilger von Bordeaux ein halbes Jahrhundert vor Hieronymus, als an eine Calvariencapelle in der heiligen Grabeskirche gewiß noch nicht gedacht wurde, den Ausdruck *monticulus Golgotha* gebraucht, beweist uns freilich, daß auch hier etwas räumlich Vorhandenes zu der legendarischen Bezeichnung Anlaß gegeben. Aber was? Wir wollen die Lösung auch dieses Räthsels versuchen. Aus dem Berichte des Burdigalensis erkennen wir deutlich, daß sich bereits in der offiziell noch heidnischen Aelia aus authentischer Ueberlieferung und unsicherer Combination eine umfassende christliche Mystagogie ausgebildet hatte. Wahrscheinlich führte der über dem heiligen Grabe errichtete Tumulus, welcher ja wirklich so gut wie die aufgeworfenen Schneckenberge unserer Promenaden die Idee eines kleinen Berges machen und übrigens mit dem *τοπος κρανίου* des Bibeltextes in Verbindung gebracht werden mochte, im Munde der alten Hieropoliten den Namen *monticulus Golgotha*, ein Name, der, obwohl nach dem Kirchenbau Kaiser Constantins gegenstandslos geworden, sich doch im Volke erhielt, und nachdem man ihn vergeblich auf eine beliebige, in der Nähe der Kirche (*ad lapidis missum* beim Burdigalensis) befindliche Stelle zu fixiren gesucht, endlich in dem Bau der Passionskirche, dem Golgotha des Arculfus, seine neue Verkörperung fand. Wie dem aber auch sei, das heilige Grab nöthigt uns die Hinrichtungsstelle in nicht großer Entfernung von dem heutigen Golgotha anzunehmen, und wenn wir aus der Bibel und aus Josephus erfahren, daß die jüdische Sitte die Bestattung der Verbrecher gleich nach erfolgtem Tode verlangte; wenn, wie der gelehrte Rabbiner Moses Maimonides im zwölften Jahrhundert, offenbar nach ihm zu Gebote stehenden älteren Quellen, mittheilt, diese Bestattung nicht in der sonst zuständigen Gruft des Hingerichteten, sondern in eigenen Verbrechergräbern stattfand, in welche die Leichen sammt den Marterwerkzeugen hinuntergestoßen wurden, so ist es doch zum Mindesten möglich, daß in der Kreuz-Auffindungs-Crypta eins der von Maimonides erwähnten Schandgräber zu suchen sei. Dieser Rabbiner belehrt uns ferner, daß in den letzteren die Leiber bis zum Verschwinden alles Fleisches haben liegen bleiben müssen, daß es dann aber Pflicht der Angehörigen gewesen, das Gebein herauszuholen und für ihre endgültige Beisetzung zu sorgen; die Marterhölzer verblieben, wie es scheint, in der Grube. Der Leichnam Jesu Christi entging, wie wir aus den Evangelien ersehen, der Schmachbestattung in Folge einer

von dem Römischen Landpfleger ertheilten besonderen Erlaubniß; wir haben also da einen Ausnahmefall, welcher das Schicksal des Holzes doppelt im Ungewissen läßt. Sicher hatten die ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung keine Ahnung von dem Verbleib der *vivifica crux*, welcher offenbar ursprünglich ein so hoher Werth gar nicht beigemessen wurde. Man darf sich nicht wundern, daß die Erzählung von der Auffindung dieses Kreuzes in ihrer legendenhaften Ausschmückung den Spott der neueren Kritiker wachgerufen; aber man sollte sich doch hüten, mit den Zuthaten einer überall ein aufsernatürliches Eingreifen Gottes voraussetzenden oder erdichtenden Zeit die Thatsachen zu verwerfen, welche zu jenen Anlaß gegeben. Die Localität selbst bezeugt das Vorhandensein solcher Thatsachen, und um dieselben klar hervortreten zu lassen, kömmt es nur darauf an, sie von den Schlacken zu reinigen. Das Ziehen der Grundmauern der Constantinischen Basilica mußte zu der Entdeckung der mit Schutt angefüllten Grube führen. Ist es denn nun so unwahrscheinlich, daß, als man, um einen festen Grund für die Quaderlagen der Wände zu finden, das lose Erdreich wegräumte, bei dieser Arbeit in der Tiefe durch den Fund einiger Balken überrascht wurde, welche, wie dies nur natürlich, sowohl bei den Arbeitern, als auch bei der dirigirenden Geistlichkeit großes Aufsehen erregten? Uns und unserem Gewährsmanne sind diese Balken die muthmaßlichen Reste jüdischer Galgen, welche, mit Erde bedeckt, in einem so trockenen Lande wie Palästina, sich leicht 300 Jahre lang erhalten konnten. Die Arbeiter aber fabelten von dem wiedergefundenen Kreuze, die abergläubige Menge war leicht zu überzeugen, und die Geistlichkeit ließ sich die Sache gern gefallen. Ja dieselbe beförderte allmählig den Irrthum und erfand schliesslich das bekannte Wunder, um jeden Zweifel niederzuschlagen.

Damit wäre der Verlauf der Begebenheit natürlich und verständlich. Hätte der Jerusalemer Bischof nur eine *vivifica crux* beschaffen wollen, und hätte er sich völlig frei gefühlt, nach Belieben eine Legende über ihren Erwerb zu erfinden, da würde er schwerlich eine solche erwählt haben, in welcher eine Menge von Jerusalemer Werkleuten ihn sofort hätten Lügen strafen können. Und wenn man einwenden wollte, er habe, um auch die Arbeiter zu täuschen, heimlich die Balken heruntertragen lassen, so lag ja viel näher, durch ein angebliches Wunder das Kreuz im heiligen Grabe selbst auffinden zu lassen, als in einer Grube, deren Bedeutung ihren Entdeckern nicht klar war. Für diejenigen freilich, welche der Ansicht huldigen, daß man in der Blüthezeit der Patristik, wo man in Palästina die Evangelien so gut studirte wie heut zu Tage in Europa, und wo die Mauern Jerusalems gerade so liefen wie noch jetzt, rein willkürlich, d. h. ohne

eine zwingende Tradition und noch dazu gegen eine gewisse oberflächliche Wahrscheinlichkeit das heilige Grab habe so tief in das Innere der Stadt hinein verlegen können, — für die werden auch schwerlich die vorstehenden Bedenken gegen die Robinson'sche Kritik der Kreuz-Auffindungs-Capelle besondere Geltung haben. Uns ist diese Kritik längst als partheiisch und des verdienstlichen Forschers unwürdig erschienen.

Den vorstehenden Auseinandersetzungen wird man entnommen haben, daß die Bestattung in Felsengräbern von den Anfängen aller Historie in Palästina bis auf das letzte Verschwinden nationaler Selbstständigkeit seiner alten Bewohner allgemeine und ausschließliche Sitte war, ja daß sie auch nachher bis auf unsere Tage sich den immer mächtiger werdenden occidentalischen Begräbnisweisen gegenüber erhalten hat. Es ist natürlich, daß ein so constanter Brauch auf die gang und gäben Vorstellungen der Landesbewohner seinen Einfluß übte, daß ein besonderer Ideenkreis ihm sich anknüpfte.

Zunächst entwickelte sich aus der unterirdischen Grabkammer die Lehre vom Scheol, dem finsternen Hades der Juden, in welchen selbst der Gerechte mit Leid hinunterfährt, wo kein Genuß das öde Einerlei des Daseins unterbricht. Die Ideenverwandtschaft liegt hier klar zu Tage; Scheol und Felsengrab sind wesentlich dasselbe, nur nach den verschiedenen Richtungen des Sinnlich-Räumlichen und des Uebersinnlich-Unsichtbaren hin. Die aus dem Uebersinnlichen entspringenden Vorstellungen aber wirkten auf das Sinnliche, Körperliche zurück, und so liefs man den Todten trotz der Verwesung in der Grabkammer ein geheimnißvolles Leben weiterführen. Für die Machpela Hebron's bestehen diese Vorstellungen noch heute; die Patriarchen leben nach der Meinung der Hüter ihres Heiligthums noch jetzt in übernatürlicher Weise in der Höhle; mit lauter Stimme, um ja gehört zu werden, ruft man sie an, man bringt ihnen Gelübde dar und sucht auch wohl bei der Gelegenheit sie zu übervorthen, man wirft ihnen sogar Bittschriften in ihre Todtenkammer, man erwartet alles Gute von Abraham, dem Freunde Gottes, und man fürchtet den Zorn seines Sohnes Isaak, dem wegen seiner Rachsucht der Hebroner den Beinamen des Eiferers beigelegt hat.

Auch für die Lehre von der Auferstehung der Todten, wie sie schon in den prophetischen Schriften sich kund thut, war das Felsengrab eine Vorbedingung. An eine individuelle Fortdauer nach dem Tode, ein ewiges Leben, haben viele primitive Völker geglaubt; wenn aber dieselben ihre Todten verbrannten, oder wie wir in die Erde eingruben, so konnte ihnen der Gedanke an eine leibliche Auferstehung nicht kommen. Nur das in den Felsen ausgehauene Gemach, in welchem

die Reste der Verstorbenen von ihren Angehörigen sorgsam und dauernd geborgen wurden, konnte auf die Vorstellungen einer Wohnung des Todten (Jes. 22, 16), eines dumpfen Schlummerlebens, eines endlichen Wiedererwachens, eines Sichaufthuens der Grabespforte, einer Auferstehung des Fleisches bringen.

Es schließt sich daran die vorwiegend jüdisch-christliche Vorstellung von einer Wiedervereinigung der Geschlechtsgenossen nach dem Tode, eine Vorstellung, welche in der späteren Bezeichnung des Paradieses als Schoofs Abrahams ihren am Allgemeinen bekannten Ausdruck gefunden. Auch diese Vorstellung ist vom Felsengrave herzuweisen, und auch hier hat das Uebersinnliche eine sinnliche, körperliche Unterlage, nämlich die in der Gruft stattfindende Vereinigung der irdischen Reste der Familienmitglieder. Danach wurde das Sterben in der Anschauung des Hebräers zu einem Versammeltwerden, — einem Versammeltwerden zu seinen Vätern für den in der Familiengruft, oder zu seinem Volk für den in einem Gemeingrave Beigesetzten. Wie auch diese Idee noch jetzt in Palästina lebendig ist, haben wir in unserem oben angezogenen Aufsätze (die Patriarchengruft p. 387) nachgewiesen.

Man begreift leicht, daß eine Volkssitte, an welche sich Hoffnungen und Ansichten, wie die eben bezeichneten, knüpften, sich der Nation in dem Lichte der Heiligkeit, der Unverletzlichkeit, darstellen mußte, und von vornherein liefs sich daher erwarten, daß, wenn überhaupt eine Auswanderung aus Palästina stattfand, dieselbe sich nur nach solchen Ländern wenden würde, in denen, wie in Aegypten, verwandte Bräuche stattfanden. So ist es auch geschehen. Schon zur Zeit des alten jüdischen Königthums fand zwischen Palästina und Aegypten ein gelegentlicher Personenverkehr statt, welcher seit dem Exil zu einer massenhaften hebräischen Auswanderung in die unteren Nilländer sich gestaltete. Besonders zog in den letzten Jahrhunderten vor Christo das große Seeemporium Aegyptens, Alexandrien, die vertriebenen Juden an, welche dort, obwohl in die classische Bildung eingeweiht, doch keineswegs den sie an das Land der Verheißung knüpfenden religiösen Banden entfremdet wurden. Von Alexandrien, wo allmählig die jüdische Bevölkerung so stark ward, daß sie gefährliche Aufstände erregen konnte, gingen Colonien nach Cyrene und weiter die africanische Küste entlang, während gleichzeitig über die wichtigsten Städte des heidnischen Syriens, über Kleinasien, über Griechenland u. s. w. jüdische Gemeinden sich verbreiteten. Es ist hier nicht unsere Absicht, die Wanderungen des merkwürdigen Volkes zu verfolgen, und so bemerken wir nur, daß Rom, damals die Hauptstadt des *orbis terrarum*, schon früh eine beträchtliche jüdische Gemeinde hatte.

Wie begruben nun die alten Juden im Auslande ihre Todten? Wegen der Beantwortung dieser Frage kann man nach allem Vorhergehenden, trotz des Schweigens der gleichzeitigen Autoren, nicht in Verlegenheit sein. Da man nicht an die mit dem Erbgrundstück zusammenhängenden Familiengrüfte denken darf, so bleiben für diesen Zweck nur die Gemeingräber übrig. Solchem abstracten Schlusse kommen concrete Thatsachen zu Hülfe: die neueren antiquarischen Forschungen von Rom haben ergeben, daß die dortigen grofsartigen Gemeingräber, die berühmten Katakomben, ihrem Ursprunge nach jüdische Anlagen sind, und eine sorgfältigere Untersuchung derer von Alexandrien, welche noch fehlt, dürfte zu demselben Resultate führen.

Die römischen Katakomben finden sich vorzugsweise auf dem linken Tiber-Ufer und sind in den körnigen Tuffstein eingehauen, welcher die Campagna di Roma weit und breit bedeckt. Sie bestehen aus, den Stollen der Bergwerke ähnlichen, bald gestreckten, bald gewundenen, bald über und unter einander laufenden, bald sich durchkreuzenden, roh gearbeiteten Gängen, in deren Seitenwänden rechts und links die sogenannte *Alveoli*, Aushöhlungen von verschiedener Gröfse zur Aufnahme der Leichen, angebracht worden sind. In den *Alveoli* befinden sich die Leichenstätten für einen oder mehrere Todte; es sind durch Wandvertiefungen gebildete Einzelgräber, ein jedes durch eine Stein- oder Ziegelplatte geschlossen, auf welcher häufig Inschriften und religiöse Embleme angetroffen werden. Enthält der *Alveolus* mehrere solche Gräber, so erheben sich dieselben stockwerkähnlich über einander. Hie und da erweitert sich der Gang zu einem rechteckigen Gemache — *Cubiculum* —, in dessen Seiten gewölbte Nischen, *Arcosolia*, über einem Sarcophage oder geschlossenen Trogggrabe ausgehölet worden sind, offenbar für angesehene Gemeindeglieder, deren Bestattung zu religiöser Feier Anlaß gab. Diese *Cubicula* messen ungefähr 9 Fufs ins Geviert; sie sind verhältnismäfsig nur selten, denn die ungeheure Entwicklung der Katakomben ging in die Länge. Man hat berechnet, daß vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo sie kirchlich als Beerdigungsstätten geweiht wurden, schon mehrere Hunderttausende von Leichen in ihnen Aufnahme gefunden hatten.

Nur die geringe Beachtung, welche früher wissenschaftlicherseits diesen unterirdischen Anlagen gewidmet worden ist, macht es erklärlich, wie man sie Jahrhunderte hindurch lediglich für Erweiterungen der unter dem Boden des alten Rom nicht seltenen Tuffsteinbrüche und Tuffsandgruben hielt, welche den Gläubigen bei den Verfolgungen der heidnischen Kaiser als Zufluchtstätten gedient hätten und von ihnen, wie zu den gottesdienstlichen Uebungen, so auch zur Todtenbestattung



benutzt worden wären. Bei näherer Bekanntschaft mit der Einrichtung und Ausdehnung zeigte sich diese Ansicht als unhaltbar, und seitdem haben die römischen Gelehrten die Katakomben für das, was sie sind, für Friedhöfe erklärt, welche als solche von den christlichen Gemeinden der ersten sieben Jahrhunderte unter der Erde angelegt worden. Die bedeutende Anzahl christlicher Inschriften und Embleme auf den Schlußsteinen der Gräber vindicirte auch der Anlage einen vorwiegend christlichen Character. Warum aber die erste Gemeinde ihre Begräbnisse unter der Erde verborgen, das machte man sich entweder nicht klar, oder man deutete es mit partiellem Festhalten an der Tradition durch die Annahme, daß die Gräbergänge sich aus den ursprünglichen Verstecken der verfolgten Gläubigen entwickelt hätten.

Die Entdeckung zweier jüdischen Katakomben von hohem Alterthum, einer auf dem Monte Verde und einer anderen, noch viel ansehnlicheren an der Via Appia, gab endlich den Aufschluß, woher den Christen Roms zu einer Zeit, wo die Leichenverbrennung allgemeiner Brauch war, die Sitte der Felsengräber gekommen. Diese jüdischen Grabstätten haben die allgemeine Einrichtung mit den späteren christlichen gemein. Auch hier finden sich die Gänge mit den Alveoli für die Volksmasse und als vornehmere Bestattungsart ein flaches oder ausgehöhltes Steinbett unter einem Arcosolium zur Aufnahme der Leichen, den palästinensischen Bank- und Trogräbern entsprechend, denen auch zu Rom stellenweise der ursprünglich nicht-jüdische Sarcophag substituirt worden ist.

Wir sehen also, daß von den römischen Juden die Bestattung des Landes der Verheißung mit nur solchen Veränderungen beibehalten worden war, welche die besonderen Verhältnisse, die leichte Bearbeitbarkeit des Steins und die Nothwendigkeit auch für die reicheren und angeseheneren Familien, sich im Auslande mit dem Gemeingrabe zu begnügen, mit sich brachten. Die vornehmlichste von diesen Veränderungen war die Sonderung der Todten innerhalb des gemeinsamen Begräbnisses in je für sich abgeschlossenen Räumen, und daraus ergab sich als weitere, im Gegensatz zu der Inschriftenlosigkeit der palästinensischen Sammelgräber, die Bezeichnung der Leichenstätten mit dem Namen der Inhaber. Die jüdischen Inschriften der Katakomben sind der großen Mehrzahl nach in griechischer, wenige in lateinischer Sprache verfaßt, was uns nicht Wunder nehmen darf, da ja die jüdische Einwanderung Roms hauptsächlich von Alexandrien und der griechisch-redenden Osthälfte des *orbis terrarum* aus statthatte, und das Griechische, die Sprache der Septuaginta, zur zweiten Muttersprache der Juden geworden war. Bei lateinischen Inschriften sind hie und da griechische Charactere benutzt. Einzelne Worte wie *Schalom*, Friede,

oder *Schalom 'al Jisrael*, Friede auf Israel, finden sich bisweilen in hebräischer Schrift neben den griechischen und lateinischen Namen. Die Buchstaben sollen nach einem Berichterstatter der *Civiltà Cattolica* dem Palmyrenischen ähneln, und einmal soll sogar die Abreviatur אשכנז, *beschem Adonai*, unzweifelhaft in diesem Alphabet ausgeführt worden sein. Auch jüdische Embleme, wie der siebenarmige Leuchter, kommen mit den Inschriften vor; ob dagegen die Sterbedata der Bestatteten angegeben worden, darüber äußern sich weder die Mittheilungen des gedachten Journals, noch diejenigen der *Revue des deux Mondes* vom Juni vorigen Jahres, denen wir ebenfalls manche der hier verarbeiteten Notizen entnommen haben. Jedenfalls steht dieß aber zu vermuthen, weil die sich den jüdischen anschließenden christlichen Inschriften, welche in dem Werke des gelehrten Römers Rossi: *Inscriptiones Christianorum Urbis Romae septimo saeculo antiquiores* allmählig dem Publicum mitgetheilt werden, mit Zeitbestimmungen versehen sind.

Wie es scheint, hat die päpstliche Regierung diese hochwichtigen Denkmäler bis dahin vor dem protestantischen, deutschen Forschergeiste verschlossen gehalten. Da uns dieselben neue Einblicke in das jüdische Gemeindeleben der Weltstadt während der so bedeutungsvollen Epoche der hellenistischen Bildung gestatten, so ist im Interessé der Wissenschaft diese Engherzigkeit sehr zu beklagen. Auch ist der Grund nicht recht klar. Will der hohe römische Clerus nur den Ruhm der für die christlichen *origines* so wichtigen Entdeckungen den eigenen Gelehrten sichern? oder möchte die Confession, welche sich vornehmlich als Heidenkirche, als ein Erzeugniß des apostolischen Lehrgeistes aus dem classischen Alterthume fühlt, überhaupt Thatsachen unterdrücken, welche unerwartete und vielleicht mißliebige Folgerungen aufnöthigen? Diese Folgerungen führen uns eine ansehnliche und reiche, die morgenländischen Traditionen mit Energie festhaltende jüdische Colonie als Mutter der ersten Christengemeinde vor, — einer Christengemeinde, welche die ihr vom Judenthum überkommenen Sitten beibehielt, ja, wie es scheint, ihr Anrecht auf das jüdische Gemeingrab ebenso behauptete, wie die Judenchristen Jerusalems das ihrige auf den Jehovah-Tempel des Morija.

Unstreitig ist von den apostolischen Gemeinden die römische diejenige, welche auf die formelle Ausbildung des Christenthums im Osten und Westen den größten Einfluß gehabt hat, deren Bräuche zunächst für den Occident, aber bald auch für den Orient maßgebend wurden. Rasch dehnte sie sich aus, schon 130 Jahre vor Constantin nennt ein Schriftsteller die Christen Roms eine *ingens multitudo*, schon damals wurden dem christlichen Cultus so viele öffentliche Bauten gewidmet, daß die heidnische Regierung mit ihren Polizeiverordnungen vergebens

dagegen anzukämpfen suchte. Was waren nun diese ersten Kirchen? Waren es Nachbildungen des jüdischen Tempels? Keineswegs, das Heiligthum des Morija war in der christlichen Gemeinde vergessen. Oder der heidnischen Tempel? Die wurden sogar mit Abscheu betrachtet. Es gab eine Zeit, wo die Heiden den Christen vorwarfen, sie hätten gar keine Gotteshäuser und Minutius Felix, ein christlicher Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, weiß darauf nur zu erwidern: „Wozu Tempel zu Ehren deß, den das Weltall nicht faßt?“ — Das Christenthum suchte geraume Zeit nach einer neuen Form für seine Verehrungsstätten, und bis es dieselbe gefunden, entsprachen die Kirchen nicht dem heutigen Begriffe des Wortes; es waren Predigt- und Betsäle, in denen die Mysterien des Glaubens nicht gefeiert wurden. Zu dem besagten Zwecke der Lehr- und Andachtstätte empfahlen sich besonders die Basiliken des Heidenthums, geräumige oblonge Gebäude, welche bei der fortschreitenden Civilisation in den großen Städten für ursprünglich im Freien auf dem Forum gehaltene Volksversammlungen errichtet worden waren. Eine doppelte Colonnade theilte im Innern diese Basiliken der Länge nach in drei Abtheilungen oder Schiffe, wie sie in symbolischer Anspielung auf den Nachen Petri als Schiffe des Heils von der frühesten Kirchen-Architectonik genannt wurden; vor denselben lief an der einen Kurzseite ein freier Querraum, das *vestibulum*, her, von welchem aus jedes der drei Schiffe seinen besonderen Eingang hatte. An der anderen, den Eingängen gegenüber befindlichen Kurzseite war, da die Basiliken namentlich als Gerichtslocale dienten, ein halbcirkelförmiger überwölbter Ausbau, das Tribunal, angebracht, in welchem sich der erhöhte Sitz des Richters befand. Dieser Sitz eignete sich nun vortrefflich für den Thron des Bischofs, welcher von da die Versammlung, die *Ecclesia*, überschauen konnte; ein zwischen dem Tribunal und dem Anfang der Colonnaden befindlicher freier Raum, das Transsept, vormals den Advokaten und Schreibern bestimmt, nahm die officirende Geistlichkeit und das Sängerkhor auf, die Gläubigen vertheilten sich in den drei Schiffen, und endlich bot das Vestibulum noch einen Platz für die Catechumenen, die der *Ecclesia* noch nicht angehörigen Religionsschüler. Die Basiliken vereinigten also alle Erfordernisse dieser Versammlungsgebäude, und da die Colonnaden mit dem Transsept die Form des lateinischen Buchstaben T, des ursprünglichsten Kreuzes, darstellten, so fand man sie für die Kirchenbenutzung gleichsam prädestinirt. Aber, wie gesagt, im Anfang war die Benutzung nicht die unserer Kirchen, sondern sie glich vielmehr derjenigen der Synagoge, wie ja auch letztere in den ersten Zeiten oft für die christliche Predigt gedient hatte. Das Mysterium, die Agape mit der darauf folgenden Communion, woraus sich



die Messe, als Symbolisirung des Opfertodes des Erlösers, ausgebildet, wurde dagegen seit den ältesten Zeiten in den Katakomben auf den Sarcophagen der Märtyrer gefeiert, an denen das alte Rom so reich war.

Da diese Sarcophage in der Gestalt mit verdeckten Trogräbern oder gar mit Bankgräbern, denen der Tradition zufolge dasjenige des Joseph von Arimathia angehörte, übereinstimmten, so führt uns dieser Brauch wieder in die jüdische Urzeit unseres Glaubens zurück. Freilich aber gehörte dem Judenthume nur die Localität an; den Juden würde es widerstrebt haben, in einem Grabe, und gar von Särgen, Speise zu sich zu nehmen, auch können wir diese Sitte nur als eine Uebertragung der heidnischen Todtenmahl auf die Erfordernisse des neuen Glaubens ansehen. Unter dem Anhauche der Classicität veränderte sich bei der wachsenden Selbstständigkeit und Cultur der jungen Gemeinde allmählig sogar der orientalische Character der unterirdischen Anlage selbst, und wie schon die Umwandlung des Steintroges in den Sarcophag ein zu mannigfaltiger Ornamentirung Gelegenheit bietender architectonischer Fortschritt gewesen war, so entstanden nunmehr auf den Sarcophagen der heiligen Schrift entlehnte Darstellungen in Basrelief-Sculptur; encaustische Bilder ähnlicher Art überdeckten die Wände der Cubicula, die Katakombe wurde der Ursprung und die Wiege der christlichen Kunst. Wann diese Kunst aus der Grabkammer in die Basilika hinaufgetragen worden und derselben die Weihe des Heiligthums verliehen, darüber fehlen uns die genaueren Angaben; aber die Thatsache selbst ist nicht zu bezweifeln, und vermuthlich hat man sich den Uebergang als einen langsamen Proceß zu denken, der mit dem Aufschwunge der Constantinischen Zeit zum Abschlufs gelangte. Die ursprüngliche Trennung der religiösen Lehrstätte von derjenigen der Feier des Mysteriums hatte sich als unbequem und unpractisch erwiesen, und schon längst war man bedacht gewesen, eine Verbindung beider dadurch herzustellen, daß man die Basiliken über den Märtyrergräbern errichtete und vom Chore aus eine Treppe in die Katakombe hinunterführen liefs.

Jetzt ging man einen Schritt weiter; der Sarcophag wurde als prachtvoll marmornes Kenotaph des Märtyrers in den oberen Bau hinaufgenommen und daselbst vor dem Tribunal als Altar aufgestellt. Der Altar der abendländischen Kirche hat also Nichts zu thun, weder mit dem jüdischen Brandopfer-Altar im Vorhofe des Tempels, noch mit den meistens in ihrer Form so zierlichen Altären des classischen Heidenthums, sondern er ist seinem Ursprunge nach das jüdische Bankgrab, welches als Reliquarium eines Märtyrers in Sarcophagform schon längst als Tisch für die Austheilung der Agapen und der Communion in dem Cubiculum gedient hatte und jetzt zu demselben Behufe und

in derselben Form in die Oberkirche versetzt ward. Die Katakombe wurde nun zur Crypta in der engeren Bedeutung dieses Wortes, und die Crypta wurde zum unerläßlichen Zubehör jeder Hauptkirche. Auch wo ein Märtyrergrab nicht vorhanden war, glaubte man die vermeintliche Heiligungsmittel nicht entbehren zu können und verschaffte sich oft mit großer Mühe einige Reliquien, um die Crypta nicht ihrem Zweck zu entfremden oder noch häufiger um dieselben in dem Altar niederzulegen.

Also die Kirchencrypta ist die Katakombe und diese wieder das palästinensische Felsengrab. Die Katakombe Roms giebt die Erklärung des in den ersten Jahrhunderten so gebräuchlichen Ausdrucks für unsere Kirche, nämlich *Martyrium*, d. h. Grabstätte eines Blutzugehen. Die von ihr ausgehenden Ideen wurden, wie bereits bemerkt, im Abendlande und im Morgenlande gleichmäßig verbreitet; auch der griechischen und jakobitischen Kirche ist die Messe eine Todtenfeier und der Kirchenbesuch ein Gräberbesuch. In manchen Gegenden Syriens, namentlich in Palästina, wo das Christenthum zu mächtig gewesen war, um nicht dem es absorbirenden Muhammedanismus ein gewisses äußerliches Gepräge aufzudrücken, gingen dieselben Ideen auch auf letzteren über; auch die Moschee erhält daselbst erst durch ein in ihr gezeigtes Grab eines Weli, eines Gottesfreundes, ihre Weihe, ja Weli ist sogar die allgemeinste Bezeichnung des muhammedanischen Bethauses geworden. Der bei den Kirchenfunctionen der alten Confessionen gebrannte Weihrauch ist nicht dem jüdischen Räucheropfer entlehnt, sondern er bezieht sich auf den Modergeruch der unterirdischen Gräbergänge; im Orient hat sich daneben noch die Sitte erhalten, den aus der Kirche Tretenden mit Rosenwasser zu besprengen. An dieselben düsteren Räume erinnern auch die Lampen und Kerzen des Altars und der sich bei der Feier beteiligenden Gläubigen. Endlich hat sich die Katakombe in ihrer frühesten Bedeutung als Begräbnisstätte in den Kirchengrüften vieler katholischen und protestantischen Kirchen des Occidents bis auf unsere Tage erhalten.

## VI.

## Zur Geographie Palästina's.

Von G. Rosen in Jerusalem.

(Hierzu eine Karte, Taf. I.)

Auf wenig Feldern des orientalischen Wissens ist in den letzten Jahren so Vieles geschehen, wie auf dem der Hagiogeographie, seitdem Männer wie Robinson, Ritter u. a. dieselbe aus dem Schlummer geweckt haben, in dem sie seit Reland's Zeiten verfallen. Eine der unmittelbarsten und wichtigsten Folgen der Arbeiten dieser Männer war das Erscheinen von Karten, welche zum ersten Male ein im Großen und Ganzen richtiges Bild des Gelobten Landes gaben und auf welchen sich die historischen Begebenheiten des jüdischen Alterthums, wie auch des Mittelalters, mit ziemlicher Sicherheit nachweisen ließen. Es ist dieß ein um so anerkennenswertheres Verdienst, als das denselben zu Grunde liegende Material nur zu sehr geringem Theil demjenigen zur Seite zu stellen war, auf welchem unsere europäischen Landkarten zu beruhen pflegen; es sind meistens von Nichtfachmännern, ohne gemeinschaftliches System und Zusammenhang, auf kürzeren und längeren Touren gesammelte Notizen, mehr oder weniger sorgfältige Routiers, mit Distanzen-Angaben nach der auf dem Wege von einem Orte zum anderen verbrauchten Zeit, oft nur flüchtig zu Pferde mit der Boussole aufgenommene Richtungen und endlich Winkelmessungen, die aber nicht immer auf vollständige Genauigkeit Anspruch machen dürfen. Die allgemeine Richtigkeit ist demnach viel mehr zu verwundern, als die oft in Einzelheiten sich ergebenden Mängel, — denn allerdings mußte in der Lage von, nur als aus der Ferne erblickt, aufnotirten Ortschaften und überhaupt in der Schraffirung der Berge manches Willkührliche mit unterlaufen. Es war dieß ein Uebelstand, dessen vollständige Beseitigung sich nur von einer Triangulirung ganz Palästinas wird erwarten lassen; da aber eine solche durchaus nicht in naher Aussicht steht, so wird sich die Kartographie des Landes vorläufig mit den kleinen Verbesserungen und Vermehrungen ihres bisherigen Materials begnügen müssen, welche etwa dem Reisenden beim Erforschen noch weniger bekannter Localitäten aufstossen.

Zu den bis jetzt vernachlässigten Gegenden gehört namentlich der nordwestliche Theil des Hebronner Hochlandes, der Gibâl-el-Chalil.

Von den Kiepert'schen Karten, die wir wegen ihrer Vorzüglichkeit vor allen Anderen nennen, ist auf die vom Jahre 1840, dem I. Bande von Robinson's Palästina beigegebene, die, wie sonst, so auch in der bezeichneten Gegend sehr verbesserte Karte der „Neuen biblischen Forschungen“ desselben Autors vom Jahre 1857 gefolgt mit einer sich bis nach Hebron erstreckenden Specialkarte der Umgegend Jerusalem's in bedeutend vergrößertem Maßstabe. Da aber auch hier die Mängel der früheren nur zum Theil ausgemerzt worden sind, und die später erschienene van de Velde'sche Karte wenigstens in Bezug auf die besagte Gegend ihrer Vorgängerin gegenüber als ein Rückschritt bezeichnet werden muß, so dürften die folgenden schon im Jahre 1855 von mir genommenen Localerhebungen durch das bisher auf diesem Gebiete Erschienene noch nicht überflüssig geworden sein.

Am 25. September des besagten Jahres machte ich in Begleitung eines gewissen Scheich Muhammed von Halhul, welcher als ehemaliger Kameelhirt die Gegend gut kannte, von der sogenannten Abrahams-eiche, unter der ich damals meine Zelte hatte, eine Tour nach verschiedenen, noch unbesuchten Ruinenstätten, die mich bis nach Beit-Ummar führte.

Ich brach früh auf, wurde aber längere Zeit aufgehalten, indem mein Führer innerhalb der Weinberge von Sibteh viel von Bekannten angesprochen und begrüßt wurde.

Um 6 Uhr 55 Min. trat ich in den Wadi Kēnaa, das „Röhren-Thal“, von der daselbst befindlichen, jetzt zerstörten Wasserleitung benannt, die nordwestlichste Verzweigung der Bodensenkung, in deren unterem Theile Hebron liegt, und verfolgte denselben aufwärts bis zur Wasserscheide gegen die Thäler von Beit-Gibrîn. Diese Wasserscheide erreichte ich um 7 Uhr 30 Min. und hatte da gerade zu meiner Linken die ansehnliche Höhe Gebel Anbû, von der sich ein nordwestlicher Ausläufer gegen Wadi-el-Frang' erstreckt. Weiter ging ich über dem oberen Rande des tiefen Thales Wadi-el-Süüd hin, in welchem sich eine Quelle mit Namen Ain-el-Kuff befindet. Auf einem Tell an diesem Thale wurde die Dorfruine Beit-Kâhal sichtbar. Das Thal senkt sich der Ebene von Terkûmieh zu.

Unter der Höhe von Râmet-el-'Amileh her gelangte ich um 7 Uhr 45 Min. nach el-Ḥaskeh, einem alten Karawanseraï mit stark fließender Quelle, welche von den Bewohnern Halhuls zum Bewässern einiger Tomatenfelder benutzt wird. Das nach dem Orte benannte Thal Wadi-el-Ḥaskeh beginnt jenseits, d. h. östlich von der Strafse zwi-

schen Jerusalem und Hebron in einer Niederung Namens Gôret Bachlas; es ist das längste und beträchtlichste der nach Beit-Gibrîn abfallenden Thäler und wird von den Anwohnern als das Hauptthal betrachtet. Das Karawanseraï beweist, daß hier noch im muhammedanischen Mittelalter eine viel betretene StraÙe heraufführte — wie wir nicht bezweifeln können, zur Vermittelung des Handels von Aegypten über Gaza mit dem damals viel blühenderen judaischen Hochlande. Diese VerkehrsstraÙe besteht, wenn auch wegen der Verarmung Palästinas unter türkischer Herrschaft weniger belebt, noch jetzt — noch jetzt wird alljährlich über Beit-Gibrîn und das Haskehthal das Getreide der Philisterebene nach Jerusalem hinaufgebracht, und die offizielle Communication zwischen Gaza und der Provinzialhauptstadt geht über dieselben Localitäten. Wir können aber den Weg durch das Haskehthal bis in die vormuhammedanischen Zeiten verfolgen. Eusebius und Hieronymus verlegen im Onomastikon an die Dhirwehquelle bei Bethsur, eine starke halbe Stunde im Norden von el-Haskeh, die Stelle, wo der Apostel Philippus den äthiopischen Eunuchen getauft habe, und Hieronymus nennt in der Pilgerfahrt der heiligen Paula den Weg von Bethlehem zu dieser Taufstelle die *vetus via quae ducit Gazam*. Wenn nun die StraÙe durch das Haskehthal sich durch die Bodenformation selbst als die bequemste Verbindung des Hochlandes mit der südlichen Küstenebene empfiehlt, so dürfen wir schließen, daß es im Alterthume, wie noch heut, eine GazastraÙe gab, welche von Jerusalem eine Strecke von  $11\frac{1}{2}$  Stunde mit der HebronstraÙe zusammenlief, dann aber in dem heutigen Gôret Bachlas sich westwärts abzweigte, um in die Niederung von Beit-Gibrîn hinabzusteigen.

Bekanntlich polemisiert Robinson wiederholt und nachdrücklich gegen die Authenticität der Taufstelle von Bethsur, sowie des an ihr vorüberführenden Gazaweges; und ich muß ihm Recht geben, wenn er das Vorhandensein von Wagenspuren daselbst in Abrede stellt und die Autorität der Kirchenväter nicht als vollgültigen Beweis für die traditionelle Ansicht hinnehmen will. Aber, um davon abzusehen, daß doch eine so alte Angabe gewiß jede mögliche Berücksichtigung verdient, hat er ganz unterlassen, sich die Frage vorzulegen, wie denn überhaupt die Ueberlieferung auf diese Stelle habe kommen können? War es eine willkürliche Erfindung, — wer mochte daran glauben, wenn nicht einmal die Nähe eines damals fahrbaren Gazaweges sie unterstützte? Robinson nimmt bekanntlich an, daß der Fahrweg von Jerusalem nach Gaza das Mazarrthal hinabgegangen, wo selbst er unverkennbare Spuren des Römerweges von Aelia nach Eleutheropolis entdeckt hat. Ich bemerke dazu, daß dieß nicht das einzige Beispiel

erreckt. Nordwestlich läßt davon die höchste Landung von

ist, wo die römische Wegbaukunst von den altherkömmlichen Richtungen abgewichen, daß aber da, wie auch sonst, der Usus das Ursprüngliche wieder in sein Recht eingesetzt hat. Der Ausdruck *via vetus* bei Hieronymus läßt uns eine *via recentior* seiner Zeit voraussetzen, und diese war aller Wahrscheinlichkeit nach die Kunststrafse des Mazzarths.

Wenn die letztere bald nach ihrer Anlage nicht nur bequem, sondern auch ein gutes Stück kürzer war, so erklärt sich auch, warum der alte Weg in der Apostel-Geschichte *ἔρημος* — nicht wüst, sondern öde, menschenarm — genannt werden konnte. Der Wadi-el-Ḥaskeh ist gegen dreiviertel Stunde lang wegen des starken Gefalles und der von den Thalwänden hinabgestürzten Felsblöcke ziemlich rauh, hernach aber bietet er bis Beit-Gibrîn beinahe überall eine so ebene Fläche, daß man noch heut daselbst würde mit Wagen fahren können.

Ein der Ḥaskehquelle gegenüber an der nördlichen Bergwand liegendes festes kleines Gebäude heißt el-Ḥābis oder Ḥābis-el-Ḥaskeh. Ich vermute, daß dort früher eine Wache zum Schutz der Strafse und zunächst des Karawanseraï gelegen.

Ich hielt mich in el-Ḥaskeh 9 Minuten lang auf und stieg um 7 Uhr 54 Min. in nordöstlicher Richtung über die das Thal nördlich einfassende Höhe. Jenseits derselben kam ich an den oberen Rand des Thales K'aideh (قعايد), um welchen der Weg herumläuft. Es ist dies ein Nebenthal von Wadi-el-Ḥaskeh, welches im District von Cerkûmieh ausmündet. An dem Wege über dem Wadi bemerkte ich eine Quelle, Ain-Abu-Gubéir (8 Uhr 4 Min.), in deren Nähe ein Chyrbet-Ain-Abu-Gubéir liegen soll, welches ich nicht sah. Die Nordthalwand des K'aideh erhebt sich beträchtlich und bildet eine Kuppe, welche den Namen Gebel K'aideh führt. Ich passirte dieselbe an ihrem nordöstlichen Abhange um 8 Uhr 19 Min. Es ist hier die Wasserscheide zwischen den Thälern von Beit-Gibrîn und denen des großen Wadi-es-Sûr. Ich ging nun auf dem, der K'aidehkuppe sich anlehnenden Höhenzuge in nordwestlicher Richtung weiter und hatte bald die große, hochgelegene Ruine Man'in vor mir, welche ich um 8 Uhr 35 Min. erreichte. Um zu ihr zu gelangen, mußte ich eine für mein Pferd sehr beschwerliche steinige Senkung passiren, welche 'Yrḳ-er-Râ'id (عرق الرعيد) genannt wird. An der Nordseite der Trümmerstätte stehen zwei hohe Eichbäume (*quercus Aegilops*); diese Stelle heißt Sidr Man'in (سدر منعين). Die Höhe von Man'in gewährt nach allen Seiten eine umfassende Aussicht, welche sich von dem höchsten Rande des Judäischen Gebirges bis an die Küste des Mittelmeeres erstreckt. Nordnordwestlich läuft davon die flachere Landzunge von

Kusbur aus, über welcher jenseits des Wadi-es-Scheich hoch das Plateau von Bakkâr emporragt<sup>1)</sup>.

Um 8 Uhr 54 Min. stieg ich von Man'in nordwärts in eine sich nach Osten dem Wadi-ez-Zell zusenkende flache Thalmulde. Dieser große Wadi nimmt weiter unten den Namen Wadi-es-Scheich an und bildet die südöstlichste Verzweigung des Wadi-es-Sûr. In der besagten Thalmulde passirte ich den Brunnen der ehemaligen Bewohner Man'in's, Ain-el-Bir, und stieg dann in gleicher Richtung den sich sanft erhebenden Rücken der Landzunge hinan, von welcher man hier zur Rechten auf den plötzlich sehr tief werdenden Wadi-es-Scheich hinunterblickte. Westlich fällt hier das Thal Hallet-el-Gemenni ab, welches nach Beit-Ûla läuft und in den Wadi-el-Charûb ausmündet.

In gleicher Richtung weiter gehend, passirte ich um 9 Uhr 3 Min. einen niedrigen Tell mit wenigen unkenntlichen Ruinen Namens Ma'âschirat-el-Gum'a. Unter demselben fällt nach Westen das Thal Wadi-el-Chumuz ab, welches eine dem Wadi-el-Charûb parallele Richtung nimmt. Auf dem Isthmus zwischen Hallet-el-Gemenni und Wadi-el-Charûb liegt in nur geringer Entfernung, aber von Ma'âschirat-el-Gum'a nicht sichtbar, das verlassene Dorf Arneba. Die Landzunge ist hier überall mit Gebüsch, hauptsächlich Terebinthen, Arbutus und immergrüner Eiche bewachsen; dazwischen aber fand ich in den zu Tage liegenden Felsen ausgehauene alte Keltern, auf den ehemaligen Weinbau der Gegend deutend.

Um 9 Uhr 20 Min. erreichte ich hart an der nordwestlichen Abdachung des Plateaus den Ort Kusbur, hier tief auf den Grund des Wadi-es-Scheich hinunterblickend. Die Häuser dieser großen Dorf-ruine sind noch ziemlich wohl erhalten; es befindet sich darunter eine Moschee und ostwärts jenseits einer Freieung in erhöhter Lage eine ansehnliche Kirche. An der Westseite des Dorfes ist eine starkfließende Quelle<sup>2)</sup>.

Um 9 Uhr 40 Min. kehrte ich des Weges, den ich gekommen, wieder zurück bis Ma'âschirat-el-Gum'a, welches ich um 9 Uhr 57 Min. erreichte. Von da wandte ich mich östlich dem Wadi-es-Scheich zu, welches weiter unten wegen seiner jâhen Felsenwände nicht einmal für Menschen, geschweige denn für ein Pferd in der Richtung nach Bakkâr zu passiren gewesen sein würde. Um 10 Uhr 5 Min. langte

<sup>1)</sup> Ich maß in Man'in Bakkâr N. 3° O.; ein ansehnlicher Berg Mer'âja (مرعيا) N. 56° O.; eine hochgelegene Ruine Chyrbet Ishâk S. 40° O.; Beit-Kâhal S. 35° W.; Santa Hanna bei Beit-Gibrin N. . . W.

<sup>2)</sup> In Kusbur nahm ich folgende Winkel: Arneba S. 53° W., Man'in S. 15° O. Chôbet-Gâla N. 14° O., Bakkâr N. 49° O.

ich auf der Sohle an <sup>1)</sup>). Eine Quelle an der östlichen Thalwand mit einigen bewässerten Gemüsefeldern und alte zum Theil im Absterben begriffene Feigenbäume im Thalgrunde oberhalb der Stelle, zu der ich hinabgestiegen, bezeichnen hier die Grenze, bis wohin das Thal Wadi-ez-Zell genannt wird. In südöstlicher Richtung einem, die Sohle hinauflaufenden betretenen Wege folgend, gelangte ich um 10 Uhr 20 Min. auf die Höhe des Wadi an die aus nackten Felsplatten hervorkommende Quelle Ain-Zebûd; ich ging dann an den Anfängen des nordwärts zum Wadi-Rischrâsch sich senkenden Wadi-es-Segr' (وادي الصغر) und an der mir gleichfalls zur linken Hand bleibenden Höhe Chôrbet-Tabég'a (ظمبوعه) mit gleichnamiger Ruine vorüber und wandte mich an dem Südfuße dieses Tell ostwärts nach Bethsûr, welches ich um 10 Uhr 31 Min. erreichte.

Die Ruinen von Bethsûr, von denen noch eine Thurmecke aufrecht steht, überraschen durch Nichts mehr als durch ihre geringe Ausdehnung. Offenbar ist es nie eine befestigte Stadt, sondern nur ein Bergschloß gewesen, welches durch seine schwer angreifbare Lage oberhalb der von ihm beherrschten Verbindungsstraße des Judäischen Hochlandes, derjenigen durch das Scheichthal nach Ekron, Jebna, Jaffa u. s. w., derjenigen durch das Haskehtal nach Beit-Gibrân und Gaza, sowie derjenigen zwischen den beiden Hauptstädten Juda's, Jerusalem und Hebron, wichtig war. An seinem nördlichen Thalabhänge hat es einen Quellbrunnen Bir-Beth-Sûr. Oestlich davon dehnt sich die Ebene der Dhirwehquelle aus, welche als Wadi-Ramûz sich nordwärts senkt und später in den Wadi-Schinâr übergeht. Ein Tell am Hebronwege südlich von der Quelle heist Gebel Ramûz <sup>2)</sup>.

Um 10 Uhr 55 Min. brach ich von Bethsûr auf, umging die nördliche Thalmulde an ihrem Westrande und befand mich um 11 Uhr 12 Min. auf einem Sattel zwischen Wadi-Ramûz im Osten und dem Anfange des tiefen Wadi-Rischrâsch im Westen. Man erblickt hier die Ruine von Gâla, welche ebenso die Höhe der Landzunge zwischen den Wadi-Umzêra und Wadi-Rischrâsch krönt, wie der Ort Bakkâr diejenige zwischen dem Rischrâsch- und Scheichthale. Ich habe bereits früher Gâla als das Gilo der heiligen Schrift nachgewiesen und zwar auf die im Buche Josua (Cap. 15) angedeutete Lage und die consonantische Gleichheit der beiden Benennungen hin. Von den Verkehrsstraßen abgelegen, ist der Ort nie in Pilgerberichten erwähnt worden.

<sup>1)</sup> Thalsohle von Wadi-es-Scheich: Bakkâr N. 3° O., Man'in S. 24° W.

<sup>2)</sup> In Bethsûr maß ich: Beit-Ummar N. 10° O., Chôrbet-Tabég'a N. 36° W., Mer'âja, eine Bergspitze, N. 60° W., Nebi-Junus S. 40° O., Quelle Dhirweh S. 84° O., Schimh S. 76° O., Beit-Cheirân N. 37° O.



Vermuthlich sind seine christlichen Einwohner bei überhandnehmendem Drucke ihrer muhammedanischen Nachbarn im Laufe des 15. Jahrhunderts ausgewandert und haben sich in dem westlich von Bethlehem gelegenen Orte Bezech oder Bezeth — diese beiden Formen finden sich — niedergelassen, demselben in Erinnerung an ihre frühere Heimath den Namen Beit-Gála verleihend. Bezech scheint zu Brocardus Zeiten (1280) ein blühender Ort gewesen zu sein, der namentlich durch Weinbau berühmt war; später wird er nicht mehr erwähnt, vermuthlich, weil der sich häufig gegen den Weinbau wendende Jerusalemer muhammedanische Fanatismus die Einwohner auszuwandern veranlafste, so dafs die Bewohner Gálas es als Ruine fanden. An der Identität des Bezech der Pilger und Beit-Gálas ist kein Zweifel (vergl. Tobler, Topogr. II. p. 413).

Von dem Sattel ging ich nordwestwärts weiter und erreichte um 11 Uhr 35 Min. eine dominirende Kuppe, eine der Zacken des höchsten Gebirgsrandes, von welcher die Landzunge Gálas zwischen den genannten tief eingeschnittenen Thälern sich westwärts abzweigt, während sich östlich ein zum System des todten Meeres gehörendes Thal, Wadi-el-Êmir, dem 'Arrûbthale zusenkt. Die Stelle heifst Kal'at Da'sân (قلعة ديسان); sie ist vielleicht früher einmal befestigt gewesen, doch finden sich da nur wenige und jetzt völlig unkenntliche Ruinen <sup>1)</sup>.

Um 11 Uhr 57 Min. brach ich wieder auf und ging nun nordwärts auf das ansehnliche Dorf Beit-Ummar zu, welches ich um 12 Uhr 10 Min. erreichte. Dasselbe liegt ebenfalls auf dem höchsten Gebirgsrande und zwar hart über der jähren Thalwand des Wadi-Umzera, welcher eine Strecke südlicher seinen Anfang nimmt. Ich habe in dem Aufsätze über die Patriarchengruft von Hebron im XIV. Bande der N. F. dieser Zeitschrift S. 429 dieses Ortes und seiner Localheiligen Nebi Maţta gedacht. Der Thurm des Weli wurde eben ausgebessert, indem man mit ziegenhärenen Seilen Steine und Mörtel hinaufzog. Die männliche Bevölkerung safs in Festkleidern im Schatten der Mauern und des Heiligthums und schien in einer Berathung begriffen, welche mein plötzliches Erscheinen unangenehm störte. Nur das Vertrauen, dessen Scheich Muhammed auch hier genofs, und seine Versicherung, dafs ich kein Spion des Pascha sein, rettete mich vor Mißhandlung <sup>2)</sup>.

Da sich bei der Stimmung der Einwohner keine Erkundigungen

<sup>1)</sup> Ich mafs in Kal'at Da'sân: Gála N. 61° W., Bakkâr N. 90° W., Kusbur S. 62° W., Man'in S. 45° W., Nebi Junus S. 24° O., Beth-Sûr S. 10° O., Beit Ummar N. 20° O., Ig'dûr N. 14° O., Santa Hanna N. 80° W.

<sup>2)</sup> In Beit-Ummar mafs ich: Gála N. 90° W., Nebi Junus S. 10° O.

einziehen ließen, so trat ich um 12 Uhr 20 Min. den Rückweg an, erreichte auf directem Wege um 12 Uhr 57 Min. den Sattel über dem Rischrâschthale und ging dann über die Dhirwehquelle und Nebi-Junus (1 Uhr 7 Min.) nach der Eiche von Sibteh zurück.

Am 29. September desselben Jahres besuchte ich von der Abrahams-Eiche aus die Ruinen von Beit 'Ainûn; von dieser Tour habe ich Folgendes aufgezeichnet.

Ich brach Morgens um 6 Uhr 54 Min. auf, passirte um 7 Uhr 8 Min. das Kenâathal und gelangte durch eine nördliche Verzweigung desselben Wadi-en-Nassâra um 7 Uhr 34 Min. an den unter dem Namen „Haus Abrahams“ bekannten unvollendet gebliebenen Quaderbau der Hochebene Râmet-el-Khalîl. Mein Führer Scheich Sâlim, ein ortskundiger Hebroner, geleitete mich von da ostwärts an einige ungewöhnlich grose Cisternen, deren Decksteine, abgeglätteten Säulenstücken von 3 Fufs Durchmesser ähnlich, noch unversehrt an dem Bergabhänge lagen. Ich habe in dem Aufsätze über die Patriarchengruft die Bedeutung des Plateaus von Rameh und auch der dasselbe umgebenden Cisternen nachgewiesen.

Von der Hochfläche durchritt ich ostwärts die sich ihr anlehende flache Thalmulde, welche den an dieser Localität so bemerkenswerthen Namen Hallet-el-Buṭmeh „Terebinthenplatz“ führt. Die den Thalanfang im Bogen umziehende Höhe lehnt sich westlich an die Höhe von Abu-Dabeh und südlich an den Gebel 'Aizûn, östlich ein noch breiteres und flacheres Thal überragend, welches wiederum den häufig vorkommenden Namen Wadi-en-Nassâra führt. Dieses Thal senkt sich in südsüdöstlicher Richtung und geht nach einander in den Wadi-el-Mg'âir, in den Wadi-Beni-Selîm, die Bak'a und endlich den Wadi-el-Gôz, den östlichsten Arm des Hebronthales, über.

Um 7 Uhr 55 Min. passirte ich eine geringe Anhöhe, welche hier die Wasserscheide zwischen Wadi-en-Nassâra im Süden und Wadi-ed-Dil im Norden bildet. Diefs letztere Thal ist eines der breitesten und ebensten des Hebroner Hochlandes; es entspringt an dem Sattel, von welchem westwärts die Niederung Gôret-Bachlas gegen das Ḥaskehthal abfällt und heisst in seinem oberen Theile Wadi-Abûn nach einem gleichnamigen Tell, welcher von der, es nordwärts einfassenden Hügelkette in auffallender Weise vorspringt. Nach Süden scheidet die Höhe von Abu-Dabeh das Abûnthal von Ramet-el-Chalîl.

Um 8 Uhr 6 Min. erreichte ich die Ruinen von Beit-'Ainûn, zwar keine grofsartige, aber doch wohl bemerkenswerthe Baureste aus der byzantinisch-christlichen Periode Palästinas, einer der glänzendsten,

welche über das Land hingegangen. Dieselben erstrecken sich von dem Nordrande der Ebene einen felsigen Abhang hinauf, so daß die Privathäuser der Ortschaft ganz auf der Anhöhe und im Thale nur einige monumentale Bauten zu liegen kommen. Von diesen hat man zunächst zur Rechten ein verfallenes Mauerwerk in Form eines Oblongums von 38 zu 21 Schritten, einen guten Quaderbau, von dem Säulen und andere architectonische Stücke, namentlich aber viele Tesserae, auf dem Boden rings umhergestreut sind. Die regelrechte Orientirung stempelt denselben zur Kirche. Wenige Schritte weiter beginnt zur Linken die Stadt selbst, vor welcher sich hier ein jetzt mit Erde ausgefüllter Teich, abermals ein Oblongum von 49 zu 22 Schritten ausdehnt. Der den Boden bedeckende grüne Rasen in einer Jahreszeit, wo längst rings umher das letzte Hälmchen von der Sonne verbrannt ist, bezeugt die sich in der Tiefe noch haltende Feuchtigkeit. Nahe über dem Teiche nordwärts ist die Quelle des Orts in einer tief in den Felsen getriebenen Höhle; sie füllt im Innern dieser ein ausgehauenes Becken, zu welchem von der oberen Felsplatte, 14 Schritte vom Rande, ein Schöpfloch hinabführt. Den Ueberfluß an Wasser, welcher jetzt nicht bedeutend, führt eine in dem Felsboden des Höhlenzugangs angebrachte Rinne dem Teiche zu. Weiter aufwärts erhebt sich mitten in der zerstörten Häusermasse die Ruine eines ansehnlichen Baues aus schönen, länglichen Quadern mit einem vierseitigen Hofe, aus dessen drei versunkene Säulen hervorragen. Dasselbe hat eine Mauerdicke von mehr als zwei Ellen, welche den traditionellen Namen el-Ḳasr, das Schloß, rechtfertigen mögen. Die Richtung ist N. 20° O. Die Privatwohnungen bilden nur unförmliche Trümmer. Weiter südöstlich, eine kleine Strecke von der Stadt entfernt, liegt in der Ebene das sogenannte Kloster ed-Déir, vermuthlich das zuletzt der Zerstörung anheimgefallene Gebäude der Ortschaft. Ich betrat dasselbe von der Nordwestseite und fand mich zunächst in einer die ganze Breite (d. h. 24 Schritt) einnehmenden Kirche von nur 7 Schritt Breite, mit eingefallenem Tonnengewölbe, an dessen Resten noch Freskomalerei sichtbar war. An die Kirche schloß sich ein Hof von 24 Schritten ins Geviert mit einer Cisterne in der Mitte. Von sonstigen Baulichkeiten läßt sich Nichts mehr erkennen. Auf der Stelle muß ein älterer ungleich prächtigerer Bau gestanden haben, von welchem größere umranderte Quadern, Säulenschäfte von 10 Fuß Länge, die auf dem Boden umherliegen, sowie in die Kirchenwand eingemauerte Stücke solcher herrühren.

Die Ebene, welche hier den Namen Wadi-'Ainûn annimmt, hat ihren weiteren Verlauf nach S. 36° O., später aber beinahe ganz südlich.

Auf der Höhe des Gebel 'Ainûn blickt man nordwärts auf den Wadi-S'ir oder Sai'ir hinab, welcher sich dem nur eine gute halbe Stunde entfernten, gleichnamigen Orte mit dem Weli des Nebi 'Ais (Esau) in nordnordöstlicher Richtung zusenkt und später von dem Wadi-Chanûz aufgenommen wird.

Beit-'Ainûn wurde von dem Amerikaner Wolcott, der es zuerst entdeckte und bis dahin die einzige kurze Beschreibung davon geliefert hat, mit dem Beth-Anoth der Bibel (Jos. 15, 56) identificirt. Es dürfte sich dagegen Nichts einwenden lassen <sup>1)</sup>.

Ich schliesse die Notizen einer dritten, am 6. October desselben Jahres im Hochlande gemachten Tour, um Wiederholungen zu vermeiden, nur auszugsweise hier an.

Ich verließ die Abrahamseiche um 8 Uhr 30 Min. Morgens und befand mich um 8 Uhr 55 Min. an dem Plateau von er-Rameh auf der Hauptstrasse nach Jerusalem, welche ich weiterhin verfolgte. Um 9 Uhr 15 Min. passirte ich die Stelle, wo westwärts die Strasse nach Gaza in das Haskehtal hinabsteigt und den Sattel zwischen diesem und dem sich ostwärts senkenden Thale Wadi-ed-Dilbeh. Die Wasserscheide wird hier durch einen mit Buschwald bestandenen Felsenrücken gebildet, welcher sich östlich vom Wege zu einer Kuppe mit Ruine (vermuthlich eines Klosters), Namens Süret-el-Mug'annijeh <sup>2)</sup>, erhebt.

Um 9 Uhr 44 Min. kam ich an der Dhirwehquelle und um 9 Uhr 56 Min. an den Anfängen des Thales Rischrâsch vorüber. Um 10 Uhr 2 Min. verließ ich den Weg, um die auf einer östlichen Bergkuppe gelegenen Ruinen von Beit-Cheirân <sup>3)</sup> zu besichtigen. Dieselben be-

<sup>1)</sup> Auf der Höhe des Gebel 'Ainûn nordnordwestlich von dem Orte maß ich: Gebel Batrak und Râmet-el-Chalil S. 56° W. Chôrbet-Abu Dabeh S. 64° W. Die Höhe von Wadi-Abûn S. 75° W. Berg Süret-el-Mug'annijeh W. Beit-Feggâr N. 31° O. Der Sattel am 'Aizûnberge S. 58° W. Auf dem Sattel am Gebel 'Aizûn: Gebel Batrak S. 42° W. Chôrbet-Abu-Dabeh jenseit Challet-el-Butmeh N. 65° W.

<sup>2)</sup> Auf Süret-el-Mug'annijeh nahm ich an einem anderen Tage folgende Mafse: Nebi-Junus N. 27° O. Bethsur N. 5° W. Gebel Ishâk N. 60° W. Gebel Anbû' N. 88° W. Gebel Batrak S. 10° W. Beni-Na'im S. 40° O. Beit-Ummar N. 7° O. Schineh N. 87° O. Abûn S. 80° O.

<sup>3)</sup> In Beit-Cheirân maß ich: Nebi-Junus S. 17° W. Quelle Dhirweh S. 40° W. Beth-Sûr S. 55° W. Man'in N. 70° W. Beit-Ummar N. 15° W. Kûfin N. 10° W.

stehen, wie die von Man'in, aus überwölbten Quaderbauten; viele Häuser würden sich leicht wieder in bewohnbaren Stand setzen lassen. Beit-Cheirân ist unzweifelhaft das Bethacharon des Brocardus, welches derselbe von Bethlehem *tribus leucis contra austrum viâ quae ducit Ebron* auf einen *locus eminens* setzt. Mehrere Schluchten senken sich von dem Berge dem in nordöstlicher Richtung vorüberlaufenden Wadi-Schinar zu.

Nach einem Aufenthalt von 20 Minuten verließ ich Beit-Cheirân und erreichte um 10 Uhr 55 Min. Kûfin<sup>1)</sup>. Wegen dieses Ortes verweise ich auf meinen Aufsatz über die Patriarchengruft und bemerke nur noch, daß daselbst noch jetzt aufer der durch ihre hohe Lage so weithin sichtbaren ruinirten Kirche ein muhammedanischer Weli-el-Arba'in besteht, was mich vermuthen läßt, daß die Kirche ehemals den 40 Märtyrern geweiht war.

Nach einem Aufenthalte von 17 Minuten ritt ich in das westlich den Kirchberg umfassende Thal hinab und folgte dann weiter in gleicher Richtung einem sich demselben zusenkenden Seitenwadi bis an den Hochrand des Gebirges hinauf, welchen ich um 11 Uhr 25 Min. bei Beit-Ummar<sup>2)</sup> erreichte.

Nachdem ich daselbst einen Führer genommen, setzte ich die Reise in nordnordwestlicher Richtung nach Igdûr, dem alten Gedor, fort. Der Weg dahin führt ziemlich eben auf dem hohen Gebirgsrande über dem jâhen Abhange des sich westlich dem Wadi-Sûr zusenkenden Mukattamthales und den flachen Verzweigungen des zum System des Todten Meeres gehörenden Arrûbthales östlich hin. Zur Rechten wurde mir bald in einiger Entfernung die Ruine von Merîna sichtbar. Igdûr liegt auf einem hohen westlichen Vorsprunge jenes Randes, von welchem ein Höhenzug als Scheidewand zwischen den Thälern Sûr und Mazarr gegen die Küstenebene hinabläuft. Zu dem Mazarrthale senkt sich nordwärts der Wadi-Igdûr, gegen den Mukattam andererseits südwestlich die steile Schlucht el-Geraschijeh, deren Anfänge sich östlich von der Ortschaft so nahe berühren, daß man zwischen ihnen wie über einen Isthmus passirt. Trotz dieser festen Lage ist der Ort, nach dem Zustande der Ruinen zu schließeln, längst verlassen. Ein von Steineichen beschatteter Weli schaut allein unverseht aus der Trümmerwüste hervor; vermuthlich wird derselbe von Beit-Ummar aus erhalten. Die Aussicht auf diesem Punkte ist sehr umfassend und belohnend<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> In Kûfin maß ich Nebi-Junus S. 12° O. Beit-Ummar N. 83° W. Beit-Cheirân S. 7° O.

<sup>2)</sup> In Beit-Ummar: Gâla W. Kusbur S. 52° W. Man'in S. 31° W.

<sup>3)</sup> Ich maß in Gebel Igdûr: Nebi-Junus S. 5° O. Bethsûr S. Man'in S. 16° W.

Igdûr ist in Südpalästina derjenige Ort, wo die Hauptwasser-scheide des Landes am meisten gegen Westen vorrückt. Ostwärts be-ginnen sofort die Gehänge des 'Arrubthales, durch welche ich nun-mehr um 12 Uhr 30 Min p. m. die Reise fortsetzte. Ich durchritt zu-nächst den oberen Theil der Thalebene el-Bak'a und hatte da das hochgelegene Beit-Feggar gerade vor mir. Dann wandte ich mich nördlicher über vorspringende felsige Hügel und liefs um 12 Uhr 49 Min. die Ruine Merina jenseit der Thalsohle zu meiner Rechten liegen. In der Nähe des Quellbrunnens der Ortschaft stieg ich wieder in das Thal hinab, das hier den Namen Wadi-Merina führt. Ihm folgend, gelangte ich in die Ebene 'Arrub, in welcher ich um 1 Uhr 18 Min. wieder auf die Hauptstrafse nach Jerusalem gelangte. Von da ab hielt ich mich auf dieser letzteren und überstieg den Gebel Bereikût<sup>1)</sup>, so-wie die gleichnamige sich ostwärts senkende Ebene (1 Uhr 30 Min), durchritt dann den langen Wadi-Bejâr, in welchem ich um 2 Uhr 7 Min. die Ruine von Beit-Fag'ûr links liegen liefs, passirte den Fel-senberg Karn-Nibreg und die den Wadi-Deir-el-Benat überragende Höhe und erreichte um 3 Uhr 34 Min. die Teiche Salomos.

Zum Schluß möge hier noch ein kurzer Bericht von einer Route seinen Platz finden, welche ich am 25. und 26. September 1859 direct von Jaffa nach Hebron eingeschlagen habe.

In Begleitung eines in Jaffa ansässigen viel im Lande umherge-reisten Armeniers, Choğa Ja'kûb Choschabar, verlief ich den ge-nannten Ort gegen 5 Uhr Abends und folgte einem einförmigen, den Dünen der Seeküste entlang führenden Wege. Um halb 8 Uhr er-reichten wir Wadi-Ih'nein, ein kleines Seitenthal des Nahr-Rubîn, wo wir in dem Pavillon eines einsamen Orangen- und Maulbeergarten-s die Nacht zubrachten. Oestlich von dieser Stelle ist die Ortschaft Sar-fand-el-Charâbeh.

Den folgenden Morgen brachen wir um 4 Uhr 55 Min. auf und passirten noch in der Dunkelheit den jetzt ganz trockenen Wadi-en-Nebi-Rubîn in der Nähe des großen Dorfes Kubeibeh, welches uns zur Rechten blieb. Ueber Tell-Deirân, einen Hügel mit zerstörtem Brunnen und wenig Resten eines Dorfes, gelangten wir um 6 Uhr

Bakkâr S. 25° W. Kusbur S. 30° W. Gâla S. 50° W. Tell Santa Hanna S. 80° W. Surif N. 45° W. Geb'a N. 12° W. Darüber an der nördlichen Thalseite des Wadi-Mazarr in gleicher Richtung Beit-'Atab. Jaffa N. 45° W. Hussân N. 11° O. el-Chadr N. 26° O. Beit-Feggar S. 80° O.

<sup>1)</sup> Gebel Bereikût: Beit-Ummar S. 45° W. Kûfin S. . . W. Ruine Sawir N.

5 Min. nach 'Akir, dem alten Ekron, einem großen Dorfe, in welchem wir viel Sesamstroh zum Ausdreschen bereitliegend sahen. Es folgte nun eine schöne Ebene mit weidenden Rindvieh-Heerden, deren vornehmlichster Nutzen hier nicht die Milch, sondern das Pflügen ist. 'Akir hat einen schönen Brunnen.

Um 6 Uhr 50 Min. kamen wir an dem kleinen Dorfe Schähmeh vorüber und betraten um 7 Uhr den Wadi-Surâr, dessen sich mehrfach schlängelndem, jetzt trockenen Wasserbette wir eine halbe Stunde lang bis an das Dorf Muchaizin folgten. Diefs Dorf ist jetzt zerstört, doch befindet sich dort noch ein wohl erhaltener Brunnen.

Dann ging es über eine wellige Landschaft in mehr östlicher Richtung weiter nach dem Dorfe Chèmh (خيمه), welches wir um 8 Uhr 6 Min. erreichten. Der Brunnen desselben hat, wie diefs überhaupt in der Ebene Sitte ist, ein durch Maulthiere getriebenes Wasserrad. Wir tränkten hier unsere Pferde. Von Chèmh wandten wir uns südlich nach et-Tineh, einem Dorfe mit einigen Feigen- und Sidr- (*Ramnus Nabeca*) Bäumen. Auf dem Wege dahin ließen wir östlich in einiger Entfernung ein größeres Dorf ed-Denibbeh liegen.

Die wellige Landschaft setzte sich fort und hob sich allmählig gegen den fernhin sichtbaren Tell-es-Sâfi<sup>1)</sup>. Wir sahen hier Kuh-, Pferde- und Kameelheerden und viele schwarze Zelte des Beduinenstammes Sawâhireh, welcher im Herbst aus dem Süden heraufzieht, um die Stoppeln der Getreide- und namentlich der Durra-Felder abzuweiden. Eine Anhöhe mit Buschwald, über welche der Weg führte, zeichnete sich nach den kahlen Flächen, über die wir geritten, vortheilhaft aus. Nach ihr passirten wir ein tiefer eingeschnittenes Thal, jenseit welches sich der Tell-es-Sâfi mit seinem hochgelegenen Dorfe erhob. Wir erreichten den Fuß des Hügels um 9 Uhr 30 Min. und ließen uns im Schatten eines Olivenbaumes zur Rast und zum Frühstück nieder.

Die Cultur der Olive, deren der von uns durchzogene Theil der Ebene gänzlich ermangelt, beginnt bei Tell-es-Sâfi und ordnet diefs Dorf den Ortschaften des Gebirges bei, mit welchen es auch, im Gegensatze zu den Lehmbauten der Ebene, die Quaderwände der Häuser gemein hat. In einer kleinen Entfernung von unserer Ruhestelle wurde aus dem tiefen Quellbrunnen der Ortschaft mittelst eines durch Ochsen getriebenen Wasserrades Schlamm gezogen. Der Scheich des Ortes, ein Bruder des mächtigen Muslieh-el-Agèzèh von Beit-Gibrîn, gesellte sich zu uns und genoß von unseren aus Jaffa mitgebrachten

<sup>1)</sup> So ist der Ort zu schreiben und nicht Safeh, wie Robinson und nach ihm auch Van de Velde haben. Tell ist *gen. masculini*.

Speisen; dann aber liefs er selbst frisches, warmes Durrabrod und Honig bringen, was wir sehr wohlschmeckend fanden. Das Wasser war trübe, wurde uns aber als sehr gesund gelobt. Als Trinkgeschirr mußten ellenhohe tönerner Schöpfkrüge von den Palmbast-Seilen des Paternoster Werks im Brunnen dienen.

Wir verliesen Tell-es-Sâfi um 10 Uhr 40 Min. und folgten in südöstlicher Richtung den an der Nordseite des Hügels herlaufenden Wadi hinan, oft die bedeutenden Windungen abschneidend, gegen das Gebirge einer Strafse, welche Spuren von altem Pflaster zeigte. Die Thalsohle bot hier im Ganzen ein reichliches Ackerfeld, welches sich oft in weiten Ebenen ausdehnte; es war aufser den gewöhnlichen Getreidearten namentlich viel mit Durra bestellt gewesen.

Um 11 Uhr 55 Min. kamen wir an die Gärten von 'Agûr, in welchen, von einer starken Quelle bewässert, die gewöhnlichen Gartenfrüchte Palästinas, aber auch einige Palmen gedeihen. Das Dorf liegt auf der Höhe über der Quelle, umgeben von prächtigen Oliven-, Wein- und Feigenpflanzungen. Es ist ebenfalls aus Quadersteinen erbaut. Der Scheich 'Abd-el-'Aziz, ein anderer Bruder des Scheich Muslich von Beit-Gibrîn, kam heraus und lud mich ein, bei ihm zu nächtigen, was ich indessen nicht annehmen konnte. Wir safsen eine zeitlang bei einem Weli oberhalb des Dorfes und sahen eine Leiche heraustragen, welcher eine grofse Menge Männer und Weiber, wohl 200 Personen, folgten. Der Scheich gab uns zwei seiner Zabtijeh, Polizeibeamten, als Führer mit, welche uns den Weg nach Terkûmieh zeigen sollten, uns aber statt dessen, mit dem Ziel unserer Reise bekannt, ungefragt auf den directen Weg von 'Agûr nach dem Gebel Chalil geleiteten.

Um 12 Uhr 30 Min. brachen wir auf und stiegen östlich von dem Dorfe in ein sich nordwärts senkendes Thal hinab. Wir liefsen daselbst rechts auf einer Höhe das zerstörte Dorf 'Ukbur (ع.ك.ب.) liegen und passirten im Thale um 1 Uhr 10 Min. p. m. die Ruinen des Dorfes Drûsia (د.ر.س.ي.ا.); an dem wohl erhaltenen Brunnen desselben waren Fellahs beschäftigt, mit Schläuchen Wasser zu ziehen und eine Kuhherde zu tränken.

Weiter sahen wir das Dorf el-Burg vor uns zur rechten Hand auf einem hohen Tell, dessen Fufs wir um 1 Uhr 50 Min. erreichten. Der Weg zieht sich nördlich um denselben herum und führt dann über die mit dem Tell in Verbindung stehende Bergkette in ein anderes, weites sich nordwärts senkendes Thal; von dem Abhange erblickten wir in südöstlicher Richtung auf einer Anhöhe das Dorf Kîleh (um 2 Uhr 45 Min.). Unten im Thale bemerkten wir einen grofsen Brunnen, an welchem nach einander mehrere Ziegenherden getränkt wurden;



daneben, hinter einigen Feigenbäumen halb versteckt, ein jüdisches Felsengrab. Wir folgten dem Wadi eine Strecke und stiegen dann ein östliches Seitenthal hinauf nach dem zerstörten Dorfe Hatta (هتة), welches uns links blieb.

Hier verabschiedeten sich unsere Führer unter der Versicherung, daß wir jetzt nicht mehr irren könnten. Wir setzten demnach unsere Reise allein fort und sahen bald zur Linken in ein großes Thal hinunter, welchem wir uns hätten zuwenden sollen. Statt dessen aber stiegen wir einen viel betretenen Weg zu dem großen, blühenden Dorfe Noba hinauf, woselbst wir auf unseren Irrthum aufmerksam gemacht und zurecht gewiesen wurden. Noba ist von üppigen Oliven und Weingärten umgeben; als Einfriedigung dient daselbst die *Cactus Opuntia*. Westlich von dem Orte ist viel neuer Anbau auf einem Hügel Namens Chôrbet-el-Ahmar, wahrscheinlich einer alten Ortslage. Wir verloren durch diese Irrung gegen 15 Minuten.

Um 3 Uhr 40 Min. wandten wir uns von Noba dem vorerwähnten Thale zu, dessen Namen Wadi-es-Scheich wir erst da erfuhren. Beim Hinabreiten hatten wir auf der nördlichen Höhe das Dorf Charâs vor uns. Die Wände des Thales wurden bald hoch und steil und seine Sohle enge; doch war der Weg gut und für unsere Thiere nicht sehr ermüdend. Um 4 Uhr 10 Min. hatten wir die Ruine von Kusbur rechts über uns. Dem Thale folgend geht der Weg von da allmählig von der östlichen Richtung in eine beinahe südliche über. Um 4 Uhr 50 Min. erblickten wir rechts das Dorf Man'in mit seinen beiden Eichen. Um 5 Uhr erreichten wir, 10 Minuten südlich von der Dhirwehquelle auf der Höhe des Gebirges Juda, die Hauptstrasse zwischen Jerusalem und Hebron. Um 5 Uhr 43 Min. langte ich bei der Abrahams Eiche an.

Ich komme nunmehr zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Bodengestaltung, welche sich hauptsächlich aus den vorstehenden Bemerkungen ergeben. Zunächst diejenige, daß die sämtlichen von dem Judäischen Hochlande zwischen den Querhöhenzügen von Dûra und Man'in westwärts abfallenden Wadis sich dem Thale von Beit-Gibrîn, und daß die zwischen Man'in und Igdûr sich dem Sûrthale zusenken.

Die ersten beginnen im Süden mit dem Wadi-el-Gôz, eine halbe Stunde westlich von Hebron, welcher die Nunkurquelle aufnimmt und später nach einander die Namen Wadi-Seh'kâ, Wadi-Fir'a, Wadi-Dêir-Ktâi führt, als welcher er in das Hauptthal da ausmündet, wo dasselbe Wadi-el-Frangé genannt wird. Eine gute Strecke westnord-

westlich von den Anfängen des Wadi-Ġôz beginnt Wadi-Zerzîr, welcher sich dem Wadi-Seh'kâ zusenkt und mit demselben die Kuppe von Dewirbân, das alte Debir, einfafst. Dann folgt nördlich von Zerzîr Wadi-Karn, welcher südlich unter dem hochgelegenen Orte Tef-fûh herläuft und später Wadi-el-Ma'mûdijeh und Wadi-Chôrbet-en-Nebi-Sâlih heifst. Nordöstlicher nimmt der folgende Wadi, derjenige von Déir-el-Bahhâ seinen Anfang; derselbe läuft nördlich unter Tef-fûh her und führt nach einander die Namen Wadi-el-Kanfar und Wadi-Déir-Ṭai. Als solcher fällt er, wie das Karnthal in den Wadi-el-Frang in der Nähe von Idna. Zwei nordwestwärts beginnende, von dem Gebel Anbû' östlich und westlich abfallende Thäler, Wadi-el-Mug'aribeh und Wadi-Absâs werden nach kurzem südlichen Laufe in das Déir-el-Bahhâthal aufgenommen. Im Nordosten von Gebel Anbû' kommt unterhalb von Râmet-el-'Amileh der Wadi-Suëd herab und mündet in der Ebene von Terkûmieh. Viel weiter springt der Anfang des folgenden Wadi, des von uns als Hauptthal bezeichneten Wadi-el-Ḥaskeh, nach Osten zurück. Derselbe senkt sich ebenfalls nach Terkûmieh, wo er sich mit dem noch nördlicheren Wadi-K'eideh vereinigt. Von da ab führt das Hauptthal nach einander die Namen Wadi-el-Frang, Wadi-Ġemrûra, Wadi-Sanâbireh, Wadi-Déir-Nahâs und Wadi-Beit-Ġibrîn.

Der südöstlichste Anfang des Wadi-Sûr ist die westlich von der Feste Bethsûr befindliche Niederung Wadi-Zell, welche später als Wadi-es-Scheich sich um die Landzunge von Kusbur zieht. Von dieser letzteren fallen die Thäler Ḥallet-el-Ġemenni und Wadi-Chumuz ab, wahrscheinlich dieselben, welche ich in ihrem unteren Laufe auf dem Wege von 'Agûr nach Noba auf beiden Seiten des Berges von el-Burg passirte. Weiter nordwärts folgen im Hochlande ferner die Thäler Rischrâsch, von der Südseite des Kal'at-Da'sân, und Mzèra von der Nordseite desselben abfallend, und endlich Mukatṭam, welches nördlich unter der Hochkante von Beit-Ummar hervorkommt.

Im Osten des Ḥaskehthales beginnen die nördlichsten Verzweigungen des Wadi-el-Chalîl mit dem Abûnthale. Die von der Kuppe Sûret-el-Mug'annijeh sich nach Beit-'Ainûn ziehende Höhe gehört also der Hauptwasserscheide des Landes, d. h. derjenigen zwischen dem Todten und dem Mittelmeere, an. Nördlich davon fallen die Wadis ed-Dilbeh und Saîr in den Wadi-Chanûz, vermuthlich — denn mir fehlt darüber eine Auskunft — ein Seitenthal des Wadi-'Arrub und mit dem Wadi-Schinâr in seinem unteren Laufe identisch.

Ueber Wadi-ed-Dilbeh gestatte ich mir noch eine antiquarische Bemerkung. Hieronymus läfst die heilige Paula von Bethlehem an der Dhirwehquelle und Bethsûr vorüber nach dem Thal Eschkol und

dann weiter zu den *vestigis quercus* Abraham gehen. Wo lag denn dieses Eschkol? Da wir in dem heutigen Hallet-el-Butmeh östlich von Râmet-el-Chalil den Platz der berühmten Terebinthe Hebron's aufgefunden haben, welche der Kirchenvater, obwohl er sie Terebinthe nennt, hartnäckig zu Abrahams Eiche stempelt, so kennen wir die Endpunkte, zwischen denen wir das „Traubenthal“ des vierten Jahrhunderts suchen müssen und welche damals, wie uns der Pilger von Bordeaux bezeugt, durch eine römische Kunststrasse in Verbindung gesetzt waren. Wir haben da die Wahl nur zwischen zwei Thälern, dem Wadi-ed-Dilbe und dem Wadi-Abûn. Der erstere ist noch heut in seinen unteren Theilen, wo er den Südost- und Südfuß des Hügels von Halhûl umfaßt, wegen seiner ausgezeichneten Trauben berühmt, während das breite, flache Abûnthal sich wohl von je her mehr für Getreidebau geeignet hat. Ich glaube demnach, daß man füglich den Wadi-ed-Dilbeh als das von der heil. Paula besuchte Eschkol betrachten darf. Die Authenticität dieser damaligen Ansicht will ich damit nicht vertreten; ich glaube vielmehr, daß ihr eine bei der Nähe des Terebinthenplatzes, zu welchem alle Welt pilgerte, begreifliche Combination zu Grunde liegt. Indessen ist es bemerkenswerth, daß sich dieselbe Jahrhunderte lang erhielt. Noch der Mönch Brocardus (im Jahre 1280) verlegt sein Neelescol, 7. § 68 *ex Ebron tribus leucis contra Aquilonem, parum tamen declinando ad Occidentem* und fügt hinzu: *ad laevam hujus torrentis per dimidiam leucam descendit rivulus in quo Philippus baptizavit Candacis reginae eunuchum*. Genauer kann man den Wadi-ed-Dilbeh nicht bezeichnen. Für die so dunkle mittelalterliche Geschichte des Landes ist dieß bedeutungsvoll; denn bei Gelegenheit der Beschreibung von Bezeth (Beit-Gâla) 7. § 57 giebt derselbe Autor die Notiz: *incolae omnes sunt Christiani et etiam villarum adjacentium in descensu vallis Rephaim usque ad torrentem Botri. In omnibus locis illis vinum excellit in bonitate. Christiani vineas colunt, habentque privilegium a Soldano illic permanendi, cui et magnum censum reddunt*. In meinem Aufsätze über die Patriarchengruft habe ich die christliche Bevölkerung für Kûfin noch im vierzehnten Jahrhundert nachgewiesen. Später scheint der Weinbau den muselmännischen Fanatismus rege gemacht zu haben, so daß die Verfolgungen begannen, welche die völlige Verödung der wohlhabenden Landschaft nach sich zogen. Schon Faber (1482) weiß dort von keinem Christen mehr.

Schließlich noch Einiges zur Kritik der beiden von mir bereits im Eingange als die wichtigsten bezeichneten Karten, der van de Velde'schen und der im Jahre 1857 erschienenen Kiepert'schen.

In der Ebene von Jaffa bis 'Agûr sind dieselben, sowohl unter einander, wie auch mit meinen Beobachtungen, ziemlich congruent; aus den letzteren möchte sich da also im Wesentlichen nur eine geringe Vervollständigung ergeben. Das Dorf, dem der Weli-Nebi-Rubin angehört, heisst bei van de Velde Kheibeh, offenbar verschrieben für Kbeibeh. Ob ich in dem Dorfe et-Tineh ein Wadi passirt, wage ich nicht zu entscheiden; ein vielleicht nur wenige Fufs tiefes und während des Sommers völlig trockenes Wasserbett kann dem Reisenden entgehen. Indessen beginnt schon nördlich von et-Tineh das wellige Plateau, in welchem die Rinnsale sich deutlicher abzuzeichnen pflegen, und da ich auf die Wadis besonders aufmerksam war, so ist mir das Vorhandensein eines solchen an der Stelle, und zwar des grossen Wadi-Sumt, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Dagegen fehlt auf der van de Velde'schen Karte der an der Nordseite des Tell-es-Sâfi so tief eingeschnittene und daher unverkennbare Wadi, welchen ich bis unterhalb 'Agûr verfolgte. Ich vermurthe, dafs dies der Wadi-Sûr ist, welcher sich von Tell-Zakarjeh nicht westwärts, sondern südwestwärts wendet und erst von 'Agûr einen der Hauptrichtung nach westlichen Lauf nach Tell-es-Sâfi innehält, um dann weiter in der Ebene den Namen Wadi-Sumt anzunehmen. — Oestlich von 'Agûr ist die van de Velde'sche Karte beinahe ganz unbrauchbar. Durch Eintragung eines von Dûra auslaufenden weit nach Nordwesten vorspringenden Höhenzuges sind die Thäler von Beit-Gibrîn zu weit nach Norden geschoben und drängen sich in das Stromgebiet des Wadi-Sûr. Einige hohe Punkte verrathen durch ihre relativ (aber nur relativ!) richtige Lage Compasmmessungen; der Rest und namentlich die Thäler scheinen lediglich nach Gutdünken gezeichnet.

Ungleich zuverlässiger ist die Kiepert'sche Spezialkarte nach dem Mafsstabe 1:200,000, obwohl es auch da an Mifsgriffen nicht fehlt. Z. B. ist die Strecke von Hebron zum Haskehthale zu lang und die von da bis Igûr zu kurz gerathen, so dafs Man'in, anstatt nördlich von Haskeh, südlich hat seinen Platz finden müssen. — Unter den Hochthälern von Wadi-Sûr ist Wadi-es-Scheich das längste und daher als das Hauptthal anzusehen. Die Vereinigung desselben mit dem Rischrâschthale ist viel zu kurz angegeben; sie findet erst unterhalb Charâs statt, wo das Strombett schon den Namen Wadi-Sûr angenommen. Nach meinen Erkundigungen mündet auch Wadi-Mzèra nicht in Rischrâsch, sondern erst in Wadi-Sûr, wie denn überhaupt die langgestreckten Parallelthäler zum Charakter der Gegend gehören. — Wadi-Bijâr nennt man ausschliesslich das langgestreckte, flache Thal, durch welches von dem Karn-Nibreg-Berge ab die Strafse nach Hebron sich beinahe eine Stunde Weges nach dem Plateau von Sehl-

Berekût hinaufzieht. Den Namen „Brunnenthal“ hat dasselbe von den in ihm angebrachten Cisternen, deren römisches Mauerwerk vermuthen läßt, daß sie gleichzeitig mit der römischen Kunststraße hier angelegt worden. Wadi-Tuheischimeh wird er erst östlich vom Karn-Nibreğ genannt, wo es sich als tiefe Felsenschlucht zum Wadi-Déir-el-Benat senkt. — Der Wadi von Beit-Cheirân ist an die Ostseite des Ruinenhügels zu legen und südlich bis zum Dhirwehquell hinaufzuführen. Die Ortschaften Saiîr und Schiûch haben die Stellen zu wechseln, so daß jene südlich und diese nördlich zu liegen kömmt. — Der südlich von Halhûl laufende Wadi ist um den östlichen Abhang des Dorfhügels herumzuführen und wie Wadi-Saiîr in nordöstlichem Laufe einem Wadi-Chanûz zu vereinigen. — Dagegen ist der Wadi-'Ain-'Asy der Karte ganz zu streichen; wahrscheinlich verdankt der Name seinen Ursprung einem Mißverständnisse des christlichen Führers Robinson's, welcher von dem Weli-'Ais (Esau) bei Saiîr gehört haben mochte. — Anstatt Wadi-Kabûn ist Wadi-Abûn zu schreiben. Die Benennung bezieht sich, wie so viele andere des Landes auf die christliche Epoche Palästina's und ist abgekürzt aus Abûna „unser Vater“, der Titulatur des griechisch-arabischen Pfarrers. Das Thal liegt, wie wir gesehen, nördlich vom Râmet-el-Chalîl, und senkt sich ostwärts nach Beit-Ainûn.

Die beifolgende Karte, welcher die van de Velde'sche zum Grunde liegt, ist von mir mit Zuhülfenahme von Winkelmessungen und Wegdistanzen zur Verdeutlichung der vorstehenden Angaben construirt worden.









①: Ob 1504

ULB Halle

3/1

000 831 654



